Türk

Leben und Wirken

des

Regierungs- und Schulraths

Wilhelm von Türk,

von ihm selbst

niedergeschrieben als ein Vermächtniß an die von ihm gegründeten Waisenhäuser,

und

nach seinem Tode herausgegeben

von

Angehörigen des Verfassers.

Potsdam, 1859.

Verlag von August Stein.
(Riegel'sche Buch- und Musikalien-Handlung).

Vorwort.

Der Regierungs-Rath von Türk wurde öfters von Freunden aufgefordert, ihnen Mittheilungen aus seinem früheren Leben zu machen. Dies veranlaßte ihn zunächst, die hier folgenden Blätter niederzuschreiben. Zu gleicher Zeit sollten dieselben aber auch den Zöglingen der von ihm gestifteten Waisenhäuser, für die er im Leben eine so warme und innige Liebe hegte, nach seinem Tode noch ein Zeichen dieser seiner Liebe sein; daher nannte er diese Blätter sein Vermächtniß an die Anstalten. Er äußerte öfters, daß eben deshalb, weil er selbst als mutterloser, kranker Knabe in dem Hause seines Oheims eine so liebevolle Aufnahme gefunden habe, ihm das Schicksal Verwaister vorzüglich zu Herzen gegangen sei. Mit sichtbarer Vorliebe verweilt er daher bei den Erinnerungen aus seiner Knabenzeit. Die Eindrücke der häus-

lichen Erziehung im Jägerhause verblieben dem Dahingeschiedenen durch sein ganzes Leben; er erinnerte sich öfters der dortigen Gebräuche und Einrichtungen, und in allen Wechselfällen seines viel bewegten Lebens blieb seine Vorliebe für das häusliche Leben sich gleich.

Mit Liebe sind diese Blätter geschrieben, mit Liebe werden sie der Oeffentlichkeit übergeben; möchten sie mit Liebe entgegengenommen werden!

Erster Abschnitt.

Jugendgeschichte.

Mein Vater, Otto Philipp von Türk, stammte aus Curland und trat in Herzoglich Sachsen-Meiningensche Dienste, wo er zuletzt die Stelle eines Kammer-Präsidenten und Ober-Marschalls bekleidete. Meine Mutter war die jüngste Tochter des Freiherrn von Bibra auf Irmelshausen in Franken. Sie war gleich ausgezeichnet durch Frömmigkeit, wie durch einen sehr gebildeten Geist, eine treffliche Gattin und Mutter, allgemein verehrt und geliebt von Hohen und Niederen. Sie gehörte zu den seltenen Wesen höherer Art, denen Alles unwillkürlich und gerne huldigt.

Ich wurde am 8. Januar 1774 geboren. Aus meiner früheſten Jugend sind mir nur noch einzelne Erinnerungen geblieben. Von Jugend auf kränklich, litt ich vorzüglich an Skropheln. Der Krankheitsstoff warf sich auf die Knochen, und ich mußte sehr oft mich schmerzhaften chirurgischen Operationen unterwerfen. Ich kann mich noch sehr deutlich erinnern, daß man mir dann immer die Augen verband, mich

auf einen Stuhl setzte und mich bei dem Blut-Verluste, den die Schnitte veranlaßten, glauben machen wollte, ich hätte aus der Nase geblutet. — An die freie Luft kam ich wenig, die Kinderstube, meine Schmerzenskammer, verließ ich nur selten; ich litt dabei unaufhörlich an Zahnschmerzen; im vierten Jahre hatte ich die natürlichen Blattern, die mir Taubheit auf dem linken Ohre und Blindheit auf dem linken Auge zurückließen. Wenn ich Tage lang im Bette lag, so waren Bilder von Thieren meine größte Freude, und noch heute steht das Bild eines Elephanten, das ich damals gesehen, lebhaft vor meinen Augen.

Ich war 5 Jahr 8 Monate alt, als mich meine Mutter, die ich nur selten sah, einst vor ihr Bett kommen ließ, mir die Hand reichte und mir mit schwacher Stimme sagte: „Lieber Wilhelm, sei immer fromm und gut."

Ich begriff damals nicht, was das sagen sollte, aber ich fühlte tief, daß es bedeutende Worte waren, und diese letzten Worte meiner Mutter waren mir ein Talisman, den ich später gegen manche Versuchungen der Welt zu Hülfe rief. Sie starb kurz darauf den 3. September 1779 und wurde in der Kirche zu Irmelshausen, einem der Familie von Bibra gehörigen Gute, begraben. Ich sah aus einem Fenster des von Bibra'schen Kirchenstandes der Bestattung zu. Das Feierliche und Rührende dieser Handlung erschütterte mich tief und hat vielleicht, verbunden mit meiner früheren Kränklichkeit, einen entschiedenen Einfluß auf die Bildung meines Charakters gehabt. Meines Vaters Verhältnisse erlaubten nicht, einen großen Haushalt fortzusetzen. Meine Geschwister, die ich kaum kannte, und ich selbst wurden daher bei verschiedenen Verwandten untergebracht. Ich

kam zu dem Ober-Jägermeister von Bibra, einem Bruder meiner Mutter, nach Hildburghausen, und elend, ein Bild des Jammers, mit offenen, eiternden Wunden, gelangte ich dorthin. — Mein Oheim hatte einen Sohn, Ludwig, und eine Tochter, Caroline. Seine Gattin, eine geborene von Marschall, war eine eben so gute, als kluge Frau, eine gute Hausfrau und Mutter. Mein Oheim hatte ein treffliches Herz; er war geschickt in seinem Fache als Forstmann und Jäger, ein treuer Diener des Herzoglichen Hauses. Die Einkünfte seines Amtes in Verbindung mit denen von seinen Gütern, die gute Wirthschaft meiner Tante setzten beide in den Stand, auf einem sehr anständigen Fuße zu leben und eine große Gastfreundschaft zu üben. Jeder Verwandte und Bekannte des Hauses war willkommen. Große Gastmahle und Feste wurden nicht gegeben, aber dem Jägerhause ging Niemand vorüber.

Ich fand bei meinem Vetter einen Hofmeister, Namens Bötticher, dem seine und meine Erziehung anvertraut war. Ich hatte zwar in der Schule der Freimaurer-Loge in Meiningen etwas buchstabiren gelernt, hatte es aber wieder vergessen und wußte nichts, als ich in das Haus meines Oheims eintrat. Aber bald hatte ich meinen Vetter eingeholt. Er, von der Natur mit einem gesunden, kräftigen Körper ausgestattet, war weniger zu anhaltendem Lernen geneigt, als ich, von Natur schwächlich, kränklich und von jeher zum Nachdenken und zur Selbstbeschäftigung gestimmt. Er liebte die Pferde leidenschaftlich, ich die Blumen. Er war mehr phlegmatisch, ich von einer Lebhaftigkeit, die mir nicht gestattete, auch nur einen Augenblick müßig zu sein, die aber nicht selten in Leidenschaftlichkeit ausartete. Wir lebten übrigens sehr

eingezogen; unser Umgang beschränkte sich auf zwei Knaben gleichen Alters. Die öffentliche Schule stand damals hinsichtlich der Sittlichkeit in sehr üblem Rufe; wir sollten sie daher nie besuchen. Meine guten Pflege-Aeltern behandelten mich mit so vieler Liebe, daß ich sie ganz als meine rechten Aeltern ansah und liebte, und in dieser Hinsicht mich sehr glücklich fühlte.

Nicht ganz so war es hinsichtlich des Hofmeisters. Er war sehr strenge und nicht selten übler Laune. Seine Gesichtszüge, seine Miene waren das Barometer unserer Zufriedenheit — war sie trübe, so gingen wir mit Bangigkeit an unser Tagewerk und wagten kaum, die Augen aufzuschlagen. Er gab uns indessen sehr gründlichen Unterricht in der deutschen Sprache; auch den Religions-Unterricht behandelte er sehr zweckmäßig und ließ uns die Bibel nicht eher lesen, als bis wir das Gelesene einigermaßen verstehen konnten. Die lateinische Sprache erlernten wir ebenfalls ziemlich gründlich, doch lasen wir nur Prosaiker. In der griechischen Sprache erhielten wir keinen Unterricht; eben so wenig in der Mathematik. Da ich eine große Neigung zu dieser Wissenschaft bezeigte, so gab mir mein Hofmeister den Auszug von Wolff in die Hände, woraus ich aber trotz meines Fleißes sehr wenig lernte. Der Unterricht im Rechnen war ganz mechanisch. Im Zeichnen erhielt ich Unterricht von einem Küster, der, ohne alles Talent, nur nothdürftig kopirte. Unterricht in der Musik zu nehmen, erlaubten meine Verhältnisse nicht. Geschichte wurde nach Schröck, Geographie nach Büsching vorgetragen, mit Hülfe des Homann'schen Atlasses. Auch in der Naturgeschichte (nach Raff), in der Naturlehre und Mechanik wurden wir etwas

unterrichtet. Ich muß hier einer Anekdote erwähnen, die meinen Lehrer charakterisiren wird.

Es war in der Mechanik von der Zusammensetzung der Räder die Rede. Er stellte den Satz auf, daß ein Kammrad immer durch ein Kammrad getrieben werden müsse. Ich hatte dem Vortrage aufmerksam zugehört und äußerte, wiewohl furchtsam und sehr bescheiden, ich glaube, daß ein Kammrad auch durch ein Kronenrad könne in Bewegung gesetzt werden. Eine derbe Ohrfeige war die Strafe meiner naseweisen Bemerkung. Sie kränkte mich tief. Sobald ich einige Muße hatte, machte ich ein Kamm- und ein Kronenrad von Kartenblättern, befestigte sie an Wellen von Holz und zeigte nun meinem Lehrer die Richtigkeit meiner Vermuthung. Eine etwas sanftere Behandlung ward mir nun zu Theil; indessen wagte ich nachher nie wieder dergleichen Bemerkungen.

Ich muß hier auch einiger Vorfälle erwähnen, die mich selbst charakterisiren. Mein Vetter war einst sehr gefährlich krank und lag in der Stube, wo wir speisten. Es kam eines meiner Lieblingsgerichte auf den Tisch; ich sollte eine zweite Portion erhalten. Man gab mir als solche die, welche mein kranker Vetter im Bette versucht, aber nicht hatte essen wollen. Aus Furcht vor Ansteckung getraute ich mir nicht, sie anzurühren. Meine Tante tadelte meine Furcht und befahl mir, zu essen. Ich that es nicht — hierauf ward mir Bedenkzeit gegeben — ich blieb fest. Nun ward ich von ihr in ein anderes Zimmer gesperrt und empfing eine ziemliche Tracht Schläge — ich sollte mich besinnen — nach einer Stunde kam meine Tante wieder — gleiche Weigerung, gleiche Schläge. Am Abend ward ich endlich herausgelassen,

ohne daß man mich weiter zum Essen zwang. Dieser Eigensinn oder diese Festigkeit, wie man es nennen will, blieben mir für mein ganzes Leben.

Mein Vetter und ich waren oft uneinig — es kam zuweilen zu Thätlichkeiten; es gab blaue Flecke und Wunden. Meine Tante untersagte das mit der Drohung, daß der Schuldige im Nachtkittel vor der Hausthüre auf der Straße öffentlich ausgestellt werden sollte. Einst fing mein Vetter Händel an, ich wehrte mich; es kam zu Thätlichkeiten, als meine Tante in das Zimmer trat. Sogleich ward uns die angedrohte Strafe angekündigt; mein Vetter legte sich auf das Weinen und Bitten. Er erhielt Verzeihung, ich aber meinte, daß ich, als der angegriffene Theil, mich hätte vertheidigen müssen. Meine Entschuldigung wurde verworfen; ich sollte Abbitte thun. Da ich mich dessen weigerte, wurde mir nun die angedrohte Strafe dictirt. Wie ein Blitz fuhr der Gedanke durch meine Seele: Du mußt durch den Tod dich der Schande entziehen. Mein Entschluß stand fest, mich in dem nahen, sehr tiefen Feuerteiche zu ertränken. Kaum beschlossen, fand ich meine Ruhe wieder; ich sagte meine französischen Vocabeln vor meiner Tante auf, als wäre nichts vorgefallen. Meine gute Tante schloß sehr richtig aus meiner Fassung, daß etwas Besonderes in mir vorgehen müsse. Sie setzte die Bestrafung einstweilen aus und fragte den Hofmeister um Rath. Dieser brachte mich durch vernünftige Vorstellungen bald zum Geständniß meines Vorhabens und auch dahin, das Sündhafte meines Vorsatzes einzusehen. Die Strafe ward mir nun erlassen.

Hinter unserem Hause war ein großer Garten mit Stachel- und Johannisbeer-Hecken, mit Rosenstöcken, Blumen

und einem Grasfleck, mit Obstbäumen bepflanzt. Vor dem Hause war noch ein Garten, wo wir Kinder auch jedes ein Beetchen hatten. In diesen Gärten habe ich meine frohesten, glücklichsten Stunden verlebt. — Wehe den armen Kindern in großen Städten, die eines Gartens am Hause entbehren müssen! Bald lernte ich die Blumen pflegen und ich schätzte mich glücklich, wenn ich meiner guten Tante eine selbst erzogene Rose oder Aurikel bringen konnte.

Ich ward sehr gefährlich krank am Scharlachfieber. Man trennte mich von den übrigen Kindern, der Hofmeister war mein einziger Gesellschafter und mein Krankenwärter in dieser Leidenszeit. Was er damals für mich that, söhnte mich mit ihm aus und ich war ihm seitdem immer sehr zugethan.

Außer in dem Hause meines Oheims lernte ich die Welt nicht kennen, denn nie gingen wir anders spazieren, als um die Stadt herum, neben dem Hofmeister; nie machten wir Besuche in der Stadt. Erst in den letzten zwei Jahren, d. h., da ich mein funfzehntes Jahr schon zurückgelegt hatte, machten wir zuweilen einen Spaziergang eine Stunde weit. Der erste Spaziergang, den ich allein in einen Wald machen durfte, machte mich unendlich glücklich. Ein paar Mal nahm uns der Oheim auch mit auf große Jagden, wo über 100 Hirsche in Wänden von Netzen eingefangen waren und nun unbarmherzig niedergeschossen wurden. Wir wurden recht absichtlich im Zustande der Kindheit erhalten, und das danke ich noch heute meinen guten Pflege-Aeltern.

Ich wuchs heran und war fleißig und pünktlich in meinen Arbeiten, aber unordentlich in meinen Sachen. Ich bekam etwas Taschengeld, und da war es meine Freude,

schönes, blankes Geld einzuwechseln, es zu besehen, nachzuzählen und zu vermehren. Mein Hofmeister bemerkte das einst und sagte mir: „Du scharrest das Geld zusammen, wie eine Katze.“

Diese Aeußerung war entscheidend für mein ganzes Leben. Ich kaufte mir für meinen kleinen Schatz ein Buch und — sparte nie, nie wieder.

Ich führe diese und ähnliche Züge hier nur an, um zu zeigen, wie oft eine an sich unbedeutende, vielleicht eben nicht überlegte Aeußerung von Aeltern und Erziehern dem kindlichen Charakter eine sehr entschiedene Richtung geben kann. Meine gute Tante wurde damals sehr kränklich, ich pflegte sie dann wohl und hatte tausend kleine Aufmerksamkeiten für sie; auch las ich ihr oft vor, besonders die Predigten von Zollikofer über die Würde des Menschen.

Meine Pflegeschwester Caroline konnte im Schreiben nicht recht vorwärts kommen; ich erhielt den Auftrag, sie darin zu unterrichten. Wie ich dies besorgt, weiß ich nicht mehr, nur, daß sie meinen Unterricht nicht liebte. Meine Tante nahm einst eine Verwandte, ein Fräulein von W., zu sich in's Haus. Diese unterrichtete meinen Vetter und mich in der französischen Sprache; es waren mir aber peinliche Stunden, obschon ich den festen Vorsatz hatte, diese Sprache zu erlernen. Noch weit verhaßter aber waren mir die Tanzstunden eines Herrn Gardien. Noch heute tönen mir die Menuetts und Françaisen in den Ohren, die er auf der Violine vorspielte, wonach wir tanzen mußten. Ich wollte nicht tanzen lernen, aber ich mußte, und bei meiner großen Unbehülflichkeit im Aeußern war es mir gewiß sehr heilsam; doch war ich tanzend mir selbst ein Greuel.

Meine Blödigkeit war so groß, daß ich, sobald mich eine fremde Person anredete, über und über roth ward und kaum zu antworten vermochte.

In die letzte Periode meines Aufenthalts bei meinen Pflegeältern fiel eine Begebenheit, die auf mich einen sehr großen Eindruck machte.

Bei Gelegenheit der Vermählung des Herzogs von Sachsen-Hildburghausen mit der Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz wurden Feste aller Art veranstaltet, so auch ein Schauspiel, das durch Kinder aufgeführt werden sollte. Man gab den „Postzug oder die noblen Passionen." Aller Einwendungen ungeachtet mußte ich eine Rolle darin übernehmen, und zwar die des ersten Liebhabers. Ein österreichischer Werbe-Officier, Lerzer, übernahm das Geschäft, mich diese Rolle einstudiren zu lassen. Der Mann war sehr steif, trug eine große Zopf-Perücke und hatte einen ächt österreichischen Dialect. Ich, der ich hätte weinen mögen darüber, daß ich als Schauspieler auftreten sollte, mußte lachen über diesen Lehrmeister, wenn er mir z. B. vordeclamirte: „Knädike Frau!" Ich höre ihn noch.

Der festliche Tag nahte heran — es waren Proben über Proben. Dem Schauspiele sollte ein Ballet folgen, in dem ich — der das Tanzen so sehr haßte — auch auftreten mußte. Anfänglich konnte ich kaum meiner Befangenheit Herr werden; der Muth wuchs mir aber mit jedem Augenblicke, und ich spielte und tanzte ganz zur Zufriedenheit der Zuschauer. In dem Saale, wo wir unsere Proben hielten, sah ich zum ersten Male ein Gemälde von der Hand eines guten Meisters. Ich stand Stunden lang vor demselben und freute mich der Schönheit des Bildes. Von die-

sem Augenblicke an fand ich Geschmack an den Darstellungen der Kunst.*)

In dem Hause meines Oheims wurde oft von dem Hofe und den kleinen Kabalen und Intriguen erzählt, die da Statt fanden. Ich wußte, daß der Dienst an irgend einem kleinen Hofe dereinst mein Schicksal sein würde; aber ich bildete mir schon als Jüngling das System, das ich später befolgte — immer den geraden Weg zu gehen und mich auf Kabale und Intriguen nicht einzulassen. — In dem Amte Heldburg wurde das Wild gehegt. Oft zerstörte es die Aernten der armen Unterthanen, und dennoch durften sie es nicht wegschießen oder auch nur verscheuchen. Viele verarmten, wurden Wilddiebe und mußten, wenn sie ergriffen wurden, zur Strafe Jahre lang karren, sowie auf dem Rücken ein Brett mit einem Hirschgeweihe tragen. Dies empörte mich und es ward damals mein fester Vorsatz, ein Beschützer der Unterdrückten gegen tyrannische Behandlung zu werden.

Es kam die Zeit heran, wo ich das gastliche Haus meiner guten Pflegeältern verlassen sollte, um die Universität Jena zu besuchen. Diesem mußte die Aufnahme in die christliche Gemeinde vorangehen. Der Prediger Tiezel zu Irmelshausen, dem Gute meines Oheims, gab meinem Vetter und mir den nöthigen Unterricht, welcher ihm dadurch sehr erleichtert wurde, daß wir von unserem Hofmeister bereits einen sehr gründlichen Religions-Unterricht erhalten hatten.

---

*) Dieser in dem Verfasser geweckte Kunstsinn hat ihn nie verlassen. Sobald es in späteren Jahren seine Mittel erlaubten, erwarb er eine treffliche Sammlung von Oelgemälden, von denen er den größten Theil später behufs Stiftung des Civil-Waisenhauses mittelst einer Lotterie veräußerte.

In der Kirche, wo wir unser Glaubens-Bekenntniß ablegten, war meine Mutter begraben worden, und ich stand auf dem Steine, der ihre Gruft bedeckte; nie werde ich diesen Moment meines Lebens vergessen!

Lange noch hat mich das Andenken an meine Mutter aufrecht erhalten in der Zeit der Versuchung, getröstet in der Zeit der Noth und ermuthigt in der Zeit des Kampfes mit widrigen Ereignissen. Noch heute ist es meine größte Freude, wenn ich mir das Zeugniß geben kann, in ihrem Sinne gehandelt zu haben, ihres Beifalls gewiß zu sein.*)

*) Wahrhaft rührend sind die Aeußerungen des Verfassers über das Andenken an die heimgegangene treue Mutter. Ein Beispiel dazu liefert der Brief vom 3. September 1805, in welchem er an seine in Stolpe befindliche Braut von Oldenburg aus schrieb:

„Heute, an einem Tage, der mein ganzes Schicksal bestimmte, dessen Trauer auf mein ganzes Leben einwirkte, ergreife ich wieder die Feder für Dich, Geliebte meiner Seele! Es ist der Todestag meiner guten Mutter. Man muß ihn erlebt, man muß die Sorgfalt einer liebenden Mutter erst empfunden und dann entbehrt haben, um zu wissen, was das sagen will. O Gott! wenn sie noch lebte, wenn sie Dich als ihre Tochter sähe, wie würde sie Dich lieben und segnen: wie würde sie sich unseres Glückes freuen! Oft, wenn das Schicksal meinen Horizont mit Wolken umhüllte, wenn es finster ward in meinem Innern, war es ihr Bild, das mich tröstete, das gleich einer überirdischen Erscheinung Licht warf in jene Finsterniß — ein Blick auf sie, der Gedanke an ihre letzten Worte und ich war mir selbst wiedergegeben. Sie that und wirkte anspruchslos und im Stillen unendlich viel Gutes. Ihrem Beispiele wollte ich folgen — hätte ich es nicht mehr thun können, als ich es that? — Das Versäumte läßt sich nicht nachholen, aber wohl läßt sich neuer Versäumniß vorbauen."

Nicht minder verdient hier eine Stelle aus dem Tagebuche des Verfassers Erwähnung, welche von seiner Liebe für seine Mutter und für seine Angehörigen ein rührendes Zeugniß giebt. Er sagt am 8. Novem-

Ostern 1791, da ich 17 Jahre alt war, bezog ich die Universität Jena. Weniger vorbereitet sind wohl selten junge Leute zur Universität abgegangen, als ich es war. Von der griechischen Sprache verstand ich gar nichts; einen lateinischen Prosaiker übersetzte ich ziemlich — einen Dichter zu übersetzen, vermochte ich nicht; eben so wenig war ich im Uebersetzen vom Deutschen ins Lateinische geübt. Von der Mathematik und Algebra wußte ich nichts. Das Rechnen war blos das gewöhnliche mechanische. In schriftlichen Aufsätzen war ich wenig geübt; zum eigenen Studium wenig angeleitet. Wenig über 17 Jahre alt, nicht gewohnt, mit Anderen meines Alters umzugehen, war ich eigentlich noch keinesweges reif zur Universität. Indessen hatte ich den ernsten Willen, fleißig zu sein, meine Zeit und meine Kräfte gut anzuwenden; auch hatte ich mich früh gewöhnt, bei einem einmal unternommenen Geschäfte auszuharren.

Diesem ernsten Willen und dem Ausharren habe ich das Wenige zu verdanken, was ich auf der Universität gelernt. Auch der Umstand, daß ich kein Vermögen hatte und daß meine künftige Existenz von dem Erfolge meiner Studien abhing, wirkte wohlthätig auf meine Ausbildung.

War ich mit Kenntnissen nicht sonderlich ausgerüstet, so war ich in körperlicher Hinsicht noch weniger entwickelt. Ich konnte weder reiten, noch fechten, noch einen längeren

---

ber 1795 im Anschlusse an eine Bemerkung über den Tod seines geliebten Oheims: „Doch es ist ein künftiges Leben. Dort werde ich ihn, dort werde ich meine Mutter, meine Geschwister wiedersehen, wenn mich die Vorsehung hier von ihnen trennt. Was für ein Trost bliebe dem Menschen, wäre er nicht von der Existenz eines künftigen Lebens überzeugt! Niemand kann mir diesen Glauben nehmen ꝛc.“

Spaziergang aushalten; mein Körper war schwach und ungeübt. So wie ich nun unter kräftige junge Leute kam, ward ich meinen unbehülflichen Zustand gewahr und beschloß, Alles anzuwenden, was, unbeschadet meiner Studien, dazu beitragen konnte, meinen Körper zu stärken. Ich zog zu meinem älteren Bruder, der schon seit 1½ Jahren studirte. Ob wir uns gleich wenig kannten, so stimmten doch unsere Charaktere sehr glücklich zusammen und wir wurden bald die vertrautesten Freunde und sind es geblieben.

Für mich war der Umstand, daß ich einen sehr treuen Freund in meinem Bruder fand, und daß dieser ein Muster des Fleißes, der Sittlichkeit und Ordnung war, gewiß sehr glücklich und entscheidend für mein ganzes Leben.

Ich widmete mich den Studien der Rechtsgelahrtheit; hörte im ersten halben Jahre Institutionen, deutsches Recht, Encyclopädie der Rechtswissenschaften, Diplomatik, Logik und aus Neigung Mineralogie. Im zweiten halben Jahre hörte ich vorzüglich Pandecten und so allmählig alle Collegia, die das Studium meines Faches mit sich brachte. Den meisten Nutzen gewährte mir ein Examinatorium über die Pandecten und das Relatorium.

Mein Leben war sehr einfach. Ich stand regelmäßig im Sommer um vier, im Winter um fünf Uhr auf; ich machte täglich einen kleineren oder größeren Spaziergang mit einem oder einigen Freunden. Niemals besuchte ich Trinkgelage und Schmausereien; ich fand meine einzige und liebste Erholung in dem Genuß, den die herrlichen Gegenden um Jena darbieten, und in dem Umgange mit einigen vertrauten Freunden. Zu diesen gehörten: die beiden Brüder von Bassewitz aus Mecklenburg (wovon der eine später als Ober-

Präsident der Provinz Brandenburg mein Chef war); von Hardenberg, bekannt unter dem Namen Novalis, längst hinübergegangen; Mosengeil, Consistorial-Rath in Meiningen; Schwendler, Präsident in Weimar; Busch, Justiz-Director in Glückstadt; von Wangenheim, Staats-Minister in würtembergischen Diensten; von Kettelhodt in Rudolstadt; von Werdern, Präsident des Tribunals in Dresden; von Stein, Landschafts-Director in Breslau; von Baumbach, Geheimer Rath in Meiningen.

Nach 1½ Jahren verließ mein Bruder die Universität; mein Vetter von Bibra, der ein Jahr später als ich gekommen war, zog zu mir auf das Zimmer. Die Ferien verlebte ich immer in Meiningen und Hildburghausen. Jetzt erst wurde ich mit meinen Geschwistern und den vielen Verwandten, die ich von mütterlicher Seite dort hatte, bekannter.

Eine entschiedene Neigung für das Spiel fand hier, wo keine Abend-Gesellschaft ohne Spiel Statt fand, reichliche Nahrung. Ich habe mich nachher oft gefragt, welchen Einfluß diese Neigung wohl auf meine Bildung und meinen Charakter gehabt? Allein ich vermag diese Frage noch jetzt nicht zu beantworten.

Meine Leidenschaft war so groß, daß ich mich unglücklich fühlte, wenn ich an einer Spielparthie nicht Theil nehmen konnte, und daß ich diesen Zeitvertreib allen anderen Beschäftigungen vorzog. Hätte ich mich früher gewöhnt gehabt, über mich selbst und meine Bestimmung nachzudenken, so würde ich vielleicht zur Besinnung gekommen sein und mich dieser zeitraubenden Beschäftigung geschämt haben. Allein, da ich gut und glücklich, und Jedermann gern mit mir spielte, so gab ich mich dieser Leidenschaft rücksichtslos

hin. Die dadurch erlangte Geschicklichkeit im **L'hombre**-Spielen hatte indessen später einen merkwürdigen Einfluß auf mein Schicksal. —

Ich hatte im Herbste 1793 meine Studien vollendet, d. h. ich hatte alle Collegia gehört, die der Jurist zu hören pflegt, und war fähig, eine Geschichts-Erzählung und ein Urtheil mit den Gründen, wie sie von den Referenten bei einem Gerichtshofe gefordert werden, klar und deutlich abzufassen. Ich meldete mich nunmehr in meinem Vaterlande Meiningen zur Prüfung und Anstellung. Man theilte mir Acten zur Anfertigung von Relationen mit und war mit meinen Arbeiten zufrieden — allein man eröffnete mir zugleich, daß man, da mein Vater Präsident der Kammer, mein Bruder Mitglied der Regierung sei, mich nicht anstellen könnte. Dies vereitelte mit einem Male alle meine Hoffnungen. Ich stand nun da, ohne Vermögen, ohne Verbindungen, ohne alle Aussicht.

Ein anderer Bruder meiner Mutter, der Ober-Jägermeister von Bibra in Meiningen, nahm mich freundlich in sein Haus auf. Mein Vater konnte es nicht, da er im herzoglichen Schlosse wohnte und am Hofe speiste. Ein Versuch, in preußische Dienste zu kommen, mißlang; irgend etwas mußte indessen ergriffen werden. Ich ging mit dem Gedanken um, in Hamburg die Handlung zu erlernen, aber ich konnte zu keinem festen Entschlusse kommen, weil es selbst hierzu an Mitteln fehlte; indessen besuchte ich meine lieben Pflege-Aeltern in Hildburghausen, um bei ihnen Rath zu suchen. — Gerade damals hielt sich dort der Vater der regierenden Herzogin, der Prinz Carl von Mecklenburg-Strelitz, auf; ich war bei Hofe noch nicht vorgestellt, also

kannte er mich nicht. Nun begab es sich aber, daß der dritte Mann bei der **L'hombre**-Partie, die er jeden Abend zu spielen gewohnt war, krank wurde. Da erinnerte man sich meiner; ich erhielt eine Einladung, Abends bei Hofe zu erscheinen, um diesen Platz auszufüllen. Ich war damals unbeschreiblich blöde, also in der allergrößten Verlegenheit; indessen ließ sich dies nicht ablehnen. Schüchtern erschien ich; allein die einnehmende Herablassung der liebenswürdigen Herzogin gab mir Muth, und des Spieles kundig, löste ich die Aufgabe zur Zufriedenheit des Prinzen mehrere Abende hindurch.

Zweiter Abschnitt.

Der Eintritt in den Staatsdienst.

Am darauf folgenden Sonntage ging ich eben in dem Hausgarten, wo ich so lange als Kind die Bäume, Rosensträuche und Blumen gepflegt, nachdenkend auf und nieder, als mein Oheim mich rufen ließ und mir mit den Worten, die er vor Freuden kaum hervorbringen konnte, entgegenkam: „Gott sei Dank, Wilhelm, Du bist versorgt!" Die Sache verhielt sich, wie folgt: Den regierenden Herzog von Mecklenburg-Strelitz, Adolph Friedrich IV., hatte der Schlag gerührt; ein Courier hatte dem ältesten Bruder, Prinzen Carl, in Hildburghausen die Nachricht überbracht. Da jener kinderlos gestorben, so war dieser nun regierender Herzog. Wohlwollend hatte er sich sogleich meiner erinnert und meinem Oheim seinen Entschluß eröffnet, mich in seine

Dienste zu nehmen. Ich eilte sogleich zu ihm, um ihm meinen Dank auszudrücken, und erhielt die Weisung, seine näheren Befehle wegen meiner Reise nach Mecklenburg abzuwarten, da er selbst sogleich abreisen müsse. Ich erhielt unter dem 4. Juni 1794 eine vorläufige Bestallung als Auditor der Justiz-Canzlei und Kammerjunker, wie denn an den kleinen Höfen Hof- und Staatsämter immer verbunden zu sein pflegen. Ich kehrte bald nach Meiningen zurück, wo ich nun als Mecklenburgischer Diener am Hof erschien.

Es traf sich, daß in diesem Jahre, und zwar den 25sten Juni, die regierende Herzogin von einer Prinzessin entbunden wurde. Der Herzog bat das ganze Land, Gutsbesitzer und Bauern, zu Gevatter; es kamen Repräsentanten aus allen Ständen; auch die drei liebenswürdigen Prinzessinnen von Sachsen-Koburg, die im Begriff waren, nach St. Petersburg zu reisen, wo eine von ihnen der Großfürst Constantin sich zur Gemahlin wählen sollte, waren zugegen. Am 29sten Abends wurden die zur Taufe eingeladenen Landleute im Gartensaale des Parks gespeist. Meinen beiden Brüdern und mir wurde die Ehre zu Theil, die drei Prinzessinnen vom Schlosse aus dahin und dann wieder zurück zu führen, um Zeugen dieses seltenen Festes zu sein. Wir Brüder stritten darüber, auf welche der drei Prinzessinnen die Wahl des Großfürsten fallen würde. Sie fiel auf die Prinzessin Juliane, die ich geführt hatte.

Am 30sten wurde die neugeborene Prinzessin im Schloßhofe unter freiem Himmel getauft und erhielt den Namen Ida (nachgehends vermählt mit dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar). Kurz darauf reiste mein Vater mit meinem ältesten Bruder und meiner Schwester nach dem

Bade Kissingen und ich begleitete ihn dahin. Aber in der Mitte des Julimonats erhielt ich die Nachricht, daß ich unverzüglich mit dem Secretair des Herzogs, Panse, zu ihm nach Pyrmont reisen solle, wo derselbe die Brunnen-Cur gebrauchte. Wir reisten Tag und Nacht. Ich kam Vormittags sehr ermüdet in Pyrmont an. Dort sagte mir der Hof-Marschall von Hober: „Sie werden heute sogleich Ihren Dienst als Kammerjunker antreten. Der Herzog hat alle hier anwesenden Mecklenburger zum Diner eingeladen und Sie werden die Gerichte vorlegen."

Meine Verlegenheit war groß; ich konnte nicht tranchiren. Glücklicher Weise fand ich an dem Leibarzte des Herzogs, Hieronimy, aus Hildburghausen gebürtig, einen Mann, der mir nicht bloß hier wesentliche Dienste leistete, sondern den ich auch sonst bald schätzen lernte, und der mir von da an stets ein treuer Freund gewesen ist. Ich übergehe den Aufenthalt in Pyrmont, der mich nur in geselliger Hinsicht etwas bildete.

Wir reisten von hier nach Hannover, wo ich nun zum ersten Male ein recht steifes Hof-Ceremoniell sah. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß ich mir selbst ganz komisch vorkam, als ich, ganz hofmäßig in Trauer gekleidet, mit Degen, **Chapeau-bas** und Haarbeutel einhertrat und nun einem großen Diner im Schlosse beiwohnte, wo der Wirth (der König von England Georg III.) abwesend war. Meine Verlegenheit und Blödigkeit war sehr groß, zumal als nun ein Page, eben so groß als ich und überreich gekleidet, hinter meinem Stuhle Posto faßte. Ich fühlte lebhaft meine Unbedeutendheit und Unbehülflichkeit, und das peinigte mich sehr.

Der Herzog ging bald darauf nach Berlin; ich reiste unmittelbar nach Neu-Strelitz. Ich war auf die herzogliche Tafel angewiesen, mußte also täglich Mittag und Abend an Hof gehen. Ich beschreibe nicht diesen Hof und nicht das Hofleben — das sieht sich überall gleich. — Ich liebte das Spiel leidenschaftlich, und das war Nachmittags und Abends meine Beschäftigung.

In die Justiz-Canzlei ward ich sogleich eingeführt. Die juristischen Arbeiten entsprachen meiner Neigung — ich studirte fleißig fort, wozu mir immer noch hinlänglich Zeit blieb. Hier waren schriftliche Relationen Sitte — ich gewann diese Beschäftigung bald lieb. Alle Protocolle und Zeugenverhöre mußten wörtlich dem Protocollführer in die Feder dictirt werden; das fiel mir im Anfange sehr schwer, da ich nie dictirt hatte. Bald aber erlangte ich darin eine große Fertigkeit. Hier mußte ich nun Brautpaare und Eheleute, die sich veruneinigt hatten, zu versöhnen suchen und die gütliche Ausgleichung oder die beiderseitigen Trennungsgründe zu Protocoll nehmen; gegen Diebe und Mörder inquiriren und ihnen das Urtheil sprechen; die Prozesse leiten und entscheiden; Vormundschafts-Rechnungen revidiren u. s. w. Schon 1796 ward ich zum Assessor ernannt, mit Sitz und Stimme im Collegio.

Ich kann nicht umhin, hierbei eines sonderbaren, in diese meine Berufsgeschäfte eingreifenden Vorfalls zu erwähnen. Die Criminal-Gefängnisse, in denen sich diejenigen Verbrecher befanden, denen das Urtheil gesprochen werden sollte, befanden sich in den unterirdischen Gewölben der Hauptwache. Eines Sonntags Abends, wo ich, wie gewöhnlich, mit dem Herzog Whist spielte und eben mich ausgerobbert

hatte, also mich etwas entfernen konnte, kam ich auf den Gedanken, die Criminal-Gefängnisse zu besuchen, um zu sehen, ob Alles in Ordnung sei, weil Einiges vorgefallen war, was uns Justizräthen Verdacht gegen die Gefangenwärter eingeflößt hatte. Ich trat in das Zimmer, wo ich dessen Ehefrau und eine junge Frau, die ihre Schwiegermutter ermordet hatte, vorfand. Meine ganz ungewöhnliche Erscheinung in Gala-Uniform, den Degen an der Seite, mußte die Erstere erschreckt haben, denn sie fiel vor mir auf die Knie und flehte, doch ihrem Manne zu vergeben; sie wolle ja Alles bekennen. Ich befahl ihr, aufzustehen und freimüthig mir alles zu sagen; das werde die wohlverdiente Strafe mildern. Da gestand sie denn, daß ihr Ehemann mit einem entwichenen Diebe silberne Gefäße, die letzterer durch Einbruch entwendet hatte, unter einem Holzschuppen eingescharret habe. Ich nahm sogleich den wachhabenden Unterofficier mit mir; die Frau mußte die Laterne tragen; das gestohlene Gut fand sich am bezeichneten Orte und der Gefangenwärter wurde nun selbst zur Haft gebracht.

Die oben erwähnte Mörderin brachte mich zu der Ueberzeugung, daß es höchste Pflicht der Regierung sei, für den Unterricht des gemeinen Mannes in Mecklenburg besser zu sorgen. Es war dies eine junge neunzehnjährige hübsche Frau, und sie hatte offenbar keinen Begriff von der Größe ihres Vergehens. Ihre Schwiegermutter war dem Manne, ihrem Sohne, durch Zank und Streit widerwärtig geworden; er hatte den Tod seiner Mutter beschlossen und den Mord vollbracht. Die Frau hatte dabei zwar geholfen, aber sie kannte die zehn Gebote nicht. War sie bei dieser groben Unwissenheit vollkommen zurechnungsfähig? Dennoch

wurde sie zum Tode verurtheilt. Wäre ihr der gehörige Schul- und Religions-Unterricht zu Theil geworden, sie würde vielleicht den Mann von dem Verbrechen zurückgehalten haben.

Durch diese und ähnliche Erfahrungen reifte in mir der Vorsatz, mich der sittlichen und religiösen Bildung des gemeinen Mannes nach besten Kräften anzunehmen. Meine Berufsgeschäfte ließen mir noch manche Zeit übrig. Ich setzte daher auch das Zeichnen und Malen fort und studirte dabei emsig Mineralogie, Entomologie und die englische Sprache.

Nichts wirkt so bildend auf einen jungen Mann bei seinem Eintritt in die Welt, als das Leben im Kreise gebildeter Familien. Auch ich verdanke in dieser Hinsicht einigen Familien in Strelitz unendlich viel. Ich nenne nur das Haus des Ministers von Dewitz und seine treffliche Gattin, sowie das der Wittwe Moses Mendelssohn's. In beiden Häusern versammelte sich ein Kreis gebildeter Menschen, zu denen in dem letzteren auch zwei Lehrer der dasigen Schule, Gerling und Visbek, gehörten; beide waren mir befreundet. Gerling ward später Prediger zu Bullwitz und als solcher allgemein verehrt, Visbek Prediger und Consistorialrath in Neu-Strelitz. Die Männer spielten gewöhnlich, dagegen beschäftigten sich die Frauen und Töchter mit Musik und mit Unterhaltungen über Gegenstände der schönen Wissenschaften.

Ich habe über meine Lebensweise in Strelitz sonst weiter nichts zu sagen, als daß ich in den wenigen Stunden der Muße mich mit dem Studium der Naturkunde und der englischen Sprache beschäftigte und daß ich am Hofe Geduld lernte; denn 11 Jahre hindurch mußte ich jeden Abend drei

Stunden lang Whist spielen, was mich von der Leidenschaft für das Spiel heilte.

Es war den 10. März 1800, als mich, während ich ein Protocoll dictirte, ein heftiges Fieber überfiel. Niemals habe ich so lebhaft empfunden, daß die gütige Vorsehung uns selbst manches Ungemach nur zu unserem Frommen sendet. Ohne Verwandte, ohne vertraute Freunde, meinen würdigen Arzt ausgenommen, lag ich großentheils allein und verlassen, sechs Wochen lang, Anfangs sehr gefährlich krank darnieder. Hier war es nun, wo ich zuerst zur Besinnung kam und einmal ernste Rechenschaft von mir selbst forderte.

Wenn ich später immer mehr von der Selbstsucht (dem Egoismus) mich losmachte, allmälig ernsteren Zwecken mich widmete, so hatte ich es hauptsächlich dieser Krankheit und dem Umstande zu danken, daß ich während derselben etwas mehr zur Besinnung kam; doch noch immer wandte ich meine Zeit und meine Kräfte nicht so an, als ich es hätte thun sollen. Bald nachher folgte mein College und Vordermann in der Justiz-Canzlei, von Kamptz, einem höheren Rufe; ich rückte in seine Stelle ein. Da er auch die Schulsachen nebenher zu besorgen gehabt hatte, so wurden diese nunmehr mir übertragen, wiewohl ich einwandte, daß ich Nichts davon verstehe. Indessen waren zwei Lehrer an der Stadtschule, Visbek und Gerling, meine vertrauteren Freunde; zu Letzterem insbesondere fühlte ich mich durch seine Predigten und durch sein wahrhaft apostolisches Leben hingezogen und durch deren Beistand durfte ich hoffen, mich allmälig in dem neuen Wirkungskreise zu orientiren.

Im Monat Mai 1802 begleitete ich den Herzog auf einer Reise zu seinen Töchtern und Verwandten. Die Reise

ging über Berlin, Dresden, Leipzig, Hildburghausen, wo ich die Freude hatte, meine würdigen Pflegeältern wieder zu sehen. Sodann über Triesdorf bei Ansbach, wo der Herzog einige Tage bei seiner Tochter, damals Prinzessin von Solms, verweilte, nach Regensburg, wo er einige Tage bei seiner zweiten Tochter, der Fürstin von Thurn und Taxis, blieb. Hier traf ich einen Jugendfreund, den Königl. dänischen Gesandten von Eyben, mit dem ich immer in den Morgenstunden einen Spaziergang in der herrlichen Gegend machte. Von da ging die Reise über München nach Nymphenburg, zu dem Schwager des Herzogs, dem König Maximilian von Baiern. Da sah ich in der Wiege die beiden Prinzessinnen Elisabeth und Amalie, Zwillingsschwestern. Wer hätte damals geahnet, daß ich die Erstere zum ersten Male wiedersehen würde als Kronprinzessin von Preußen!

Eines Abends fuhr der König und der Herzog zum Schauspiel nach München. Ich befand mich in demselben Wagen und ich erinnere mich noch sehr gut, daß der König erzählte, wie er kürzlich zum ersten Male einem Protestanten die Erlaubniß ertheilt habe, ein Haus in München zu kaufen, wie darüber eine Aufregung unter der Bürgerschaft entstanden sei, die er aber durch seine persönliche Erscheinung beschwichtigt habe.

Von München ging die Reise nach Stuttgart, von wo der Herzog einer Einladung des damaligen Herzogs, nachherigen Königs von Würtemberg, nach Ludwigsburg folgte. Sodann ging es nach Frankfurt a. M. und Hannover. Auf dieser Reise hatte mich das Schullehrer-Seminar in Hannover besonders interessirt — es war damals wohl das vorzüglichste in Deutschland.

Nach meiner Rückkunft fing ich an, mich um die Schulen in Neu-Strelitz, deren Aufsicht mir unterdessen, wie schon gedacht, nach dem Abgange meines Collegen, des Herrn von Kamptz (später als Mitglied des Ministerii des Cultus in Berlin mein Vorgesetzter und zuletzt Justiz-Minister) anvertraut worden war, und um den Schulunterricht gehörig zu bekümmern. Die Schule in Neu-Strelitz war ein Mittelding zwischen Gymnasium und Bürgerschule. Als ich einst eine der Elementarklassen besuchte, mißfiel mir das Treiben des Schullehrers gar sehr — es war ein mechanisches Abrichten, wobei Lehrer und Kinder zu bedauern waren. Ich gab ihm mein Mißfallen darüber zu erkennen. „Ja," antwortete er, „ich glaube wohl, daß ich's nicht recht mache; wenn Sie mir nur sagen wollten, wie ich es besser machen könnte." Das wußte ich nun aber nicht zu sagen — ich schwieg und nahm mir sogleich vor, nun ernstlich mich mit dem Elementar-Unterrichte zu beschäftigen, der mir als Grundlage alles übrigen Unterrichts vorzüglich wichtig zu sein schien. Meine Ansichten darüber sprach ich später in einem Werke aus, das unter dem Titel erschien: „Ueber Schul- und Unterrichts-Anstalten, mit vorzüglicher Rücksicht auf Mecklenburg. 1804."

Ich fühlte indessen die Nothwendigkeit, die besseren Unterrichts-Anstalten in Gotha, Schnepfenthal, Frankfurt a. M. und namentlich diejenigen, die damals durch neuere Methoden so viel Aufsehen machten, die von Tillich, Olivier, Pestalozzi, Pöhlmann durch eigene Anschauung und Beobachtung kennen zu lernen. Zum Beweise, wie oft die für den einzelnen Menschen wichtigsten Begebenheiten von an sich unbedeutenden Umständen abhängig sind, erwähne ich hier Folgendes.

Wegen entomologischer Gegenstände war ich mit einem Kaufmanne in Stettin, Salingré, in Briefwechsel getreten. Wir kannten uns nicht persönlich. In Berlin trafen wir einst bei dem verstorbenen Prediger Herbst zusammen und fühlten uns gegenseitig angezogen. Ich besuchte ihn bald darauf (im Sommer 1803) auf seinem Gartenhause bei Stettin. Auch er war für Pestalozzi begeistert. Ich theilte ihm meinen Reiseplan mit und fügte hinzu, daß seine Ausführung von dem Umstande abhängig sei, ob der Herzog mir Reisegeld bewilligen werde; wäre das nicht der Fall, so müßte ich die Reise aufgeben; denn ich hätte kein Vermögen. Er war sogleich bereit, mir die zur Reise erforderliche Summe vorzuschießen, und in der Hoffnung auf eine mir bevorstehende Erbschaft nahm ich das Anerbieten an, da mir das Reisegeld nicht bewilligt wurde.

Den 10. Mai 1804 trat ich diese Reise, die für mein künftiges Schicksal entscheidend geworden ist, an. Mich begleitete ein Seminarist aus Berlin, den mein Freund zum Schullehrer auf seinem Gute Rostin bestimmt hatte. Professor Tillich in Leipzig war der Erste, den ich besuchte. Er nahm mich freundlich auf, und ich erinnere mich immer noch gern der Tage, die ich bei ihm verlebte.

Als ich einst dem Unterrichte seiner noch sehr jungen Zöglinge beigewohnt, fragte er mich, wie ich damit zufrieden sei. Ich erwiederte, daß es mir scheine, er führe die Kinder für ihr Alter zu weit, und diese frühe Ausbildung des Verstandes, mit großer geistiger Anstrengung verbunden, geschehe vielleicht zum Nachtheil der Gesundheit der Kinder. Er entgegnete: Wenn es sich darum handelt, eine für die Wissenschaft wichtige Idee durchzuführen, da kommt es auf

ein Paar Kinder nicht an. Ich entgegnete, daß bei der Erziehung immer das Kind der Zweck sein müsse und daß ich jede Methode mißbilligen müsse, welche nicht das Kind, sondern nur das Wissen berücksichtige, selbst auf Gefahr der Gesundheit des Kindes.

Für Tillich selbst war ich sehr besorgt. Die Anstrengung, mit der er arbeitete, war zu groß. Ich äußerte ihm meine Besorgnisse, allein er glaubte seinem eisernen Körper Alles bieten zu können. Der Erfolg hat meine Besorgnisse nur zu sehr gerechtfertigt.

Auch Olivier machte mich später auf meinen Wunsch mit seiner Methode des Lese-Unterrichts bekannt. In der Bürgerschule, an der damals Lindner und Krug arbeiteten, sah ich auch des Letzteren Methode von ihm selbst anwenden. Es war mir sehr belehrend, bei meiner Rückreise, 5 Monate später, zu beobachten, welche Fortschritte Krug's Klasse in diesem Zeitraume gemacht hatte; sie übertrafen meine Erwartung. Vorzüglich war mir das auffallend, daß es ihm gelungen war, viele der Kinder von dem falschen Accente zu entwöhnen, den man in Leipzig so allgemein hört.

Ich setzte meine Reise über meine Vaterstadt Meiningen nach Frankfurt a. M. fort, wo ich die Bekanntschaft des Professors Ritter, damals Erzieher im Hause der Frau Bethmann-Hollweg, des Dr. Engelmann, damals Erzieher im Hause des Herrn Sarazin, und des Dr. Klitscher machte. Ich sah auch einige Anstalten in Heidelberg und machte die Bekanntschaft des Professors Schwarz. Meine Bemerkungen über die Schulen, welche ich auf dieser Reise kennen lernte, finden sich in den „Beiträgen zur Kenntniß einiger deutschen Schul-Anstalten.

Leipzig, 1807." Hier machte ich auch die mir sehr liebe Bekanntschaft der Caroline Rudolphi, Vorsteherin einer weiblichen Erziehungs-Anstalt, sowie die des Kirchenraths Mieg und des Professors Daub. Indessen eilte ich, die Schweiz zu erreichen, und ging daher über Carlsruhe nach Basel. Von Basel nahm ich den nächsten Weg nach Burgdorff, wo ich Pestalozzi und seine Anstalt zu finden dachte.

Pestalozzi war jedoch mit seiner Anstalt schon im Abzuge nach Buchsee begriffen, wohin ich daher ebenfalls ging, Pestalozzi auf seiner Wanderung dahin zu Fuß begleitend. Von dem Ergebniß meines Aufenthalts in Buchsee habe ich in den „Briefen aus München-Buchsee, Leipzig bei Gräff, 1808. Theil I. und II." Rechenschaft abgelegt. Ich habe also hier nur zu erwähnen, daß der Aufenthalt im Institute zu Buchsee und das Studium der Pestalozzischen Methode entscheidend für mein Schicksal wurden; denn hier wurde es mir klar, daß einzig auf dem Wege eines vernünftigen Jugend-Unterrichts ein besseres Geschlecht gebildet werden könne und daß ein solcher Unterricht möglich sei. Ich erkannte das Vorzügliche, das hier bereits in Wirklichkeit getreten war — ich erkannte aber auch die Mängel, namentlich in Rücksicht der Disciplin und des fehlenden Zusammenhanges der verschiedenen Abtheilungen der Anstalt.

Jenes Vorzügliche und bis jetzt der Anstalt ausschließend Eigenthümliche auf deutschen Boden zu verpflanzen — diese Mängel zu vermeiden, erschien mir wünschenswerth; doch mußte ich nothwendig selbst Hand anlegen. Damals glaubte ich noch, ich könnte Richter und Hofmann und nebenbei Schulmeister sein — es war dies ein Irrthum, aber ein verzeihlicher, und man geht auch in reiferen Jahren

nicht so schnell von einem Stande zum anderen, von lange gewohnten Verhältnissen zu ganz abweichenden über. Damals sprach mich das Leben in Pestalozzi's Anstalt zu Buchsee ungemein an. Die Wirthschaft führte die Wittwe seines verstorbenen Sohnes. Es waren der Zöglinge ohngefähr 30, sie bildeten mit den Lehrern eine Familie, Krüsi, Dohler, Busse, Joseph Schmidt waren die Lehrer; eine Viertelstunde davon zu Hofwyl lebte Herr von Fellenberg, damals Pestalozzi's Freund.

Eines Sonntags war ich Zeuge einer Scene, die mir einen schmerzlichen Eindruck machte. Pestalozzi war im Begriff, nach Yverdun abzureisen, wo ihm die Stadt das Schloß für seine Anstalt angeboten hatte. Diese sollte zum Theil dahin verlegt werden, ein Theil sollte in Buchsee bleiben und unter Fellenberg's Leitung stehen. Da versammelte Pestalozzi die Lehrer und Schüler, hielt eine Rede an dieselben und forderte am Schlusse derselben die letztern auf, Fellenberg wie ihn, wie ihren Vater Pestalozzi, zu lieben. „Sagt, daß Ihr ihn liebt!" rief er ihnen zu. Sie schwiegen. Heftiger wiederholte er die Aufforderung; sie schwiegen. Da ward er ungeduldig, ergriff einen der Zöglinge und machte ihm dieselbe Zumuthung, aber der Knabe schwieg.

Das war ein Fehlgriff, ich machte es ihm nachher bemerklich. Liebe und Vertrauen lassen sich nicht erzwingen; sie wollen erst erworben sein.

Ich gab in Buchsee für den Lehrer Krüsi zuweilen eine Stunde. Die Gegenstände des Unterrichts kannte ich hinlänglich, sowie ihre Behandlung; allein die Disciplin machte mir viel zu schaffen. So machte sich ein kleiner

Knabe unter die Bank, auf der ich saß, und zwickte mich in die Waden. Es blieb mir, da gütliche Vorstellungen nichts halfen, nichts übrig, als den Knaben zu fassen und ihn vor die Thüre zu bringen; nachher hatte ich Ruhe.

In der Methode unterrichtete mich Joseph Schmidt, aus Bregenz am Bodensee gebürtig, der nachher durch seine Schriften bekannt wurde; doch beschränkte sich dieser Unterricht auf das Rechnen nach der Einheits- und den Bruch-Tabellen — weiter war man noch nicht vorgeschritten. Von der Formen- und Größenlehre waren nur erst die Anfänge gefunden. — Erst gegen das Ende meines Aufenthalts in Buchsee machte ich die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der mir bald sehr lieb und werth wurde und mit dem ich stets in freundschaftlichen Verhältnissen blieb, des Professors Ladomus aus Carlsruhe.

Ich habe in meinem Leben oft bemerkt, daß ich mich zu manchem Menschen, gleich im Anfange, wie durch einen Zauber hingezogen fühlte, dagegen andere mich abstießen, zuweilen so stark, daß es mir in ihrer Nähe unwohl war. Ich erkläre mir das durch eine Seelen- oder Gemüths-Atmosphäre, die das für unsern Geist ist, was die magnetische Atmosphäre für den Magnet. Nähert sich uns ein feindseliger Pol — eine feindselige Gesinnung — so fühlen wir uns unbehaglich, unruhig und werden nicht eher wieder froh, bis das Störende aus dem Bereich unserer gemüthlichen Atmosphäre entfernt ist Dieses eben gedachte Gefühl bei der Annäherung uns verwandter oder feindseliger, fremder Gemüther hat ursprünglich wohl jeder Mensch; aber nicht jeder ist sich dessen bewußt, indem es Viele giebt, die zu wenig auf sich achten, oder zu sehr in der Zerstreuung

leben, als daß sie diese Einwirkungen wahrnehmen sollten. Es ist mir mit Männern, die mir sehr gerühmt wurden, und wieder mit solchen, die mir gleichgültig hätten sein müssen, weil ich weder Gutes noch Böses von ihnen wußte, begegnet, daß sie mir gleich Anfangs zuwider waren, und ich habe jedes Mal früher oder später die Erfahrung gemacht, daß mich mein Gefühl richtig geleitet hatte.

So ward ich einst von einem seiner Zeit berühmten alten Manne, dem ich ein unbedingtes, wahrhaft kindliches Vertrauen widmete, zu einem von ihm damals hochverehrten Freunde geführt, mit der Versicherung, das sei ein trefflicher Mann, ein wahrer Engel in menschlicher Gestalt. Ich ward mit Vertrauen, mit Auszeichnung von dem Freunde empfangen; allein ich fühlte mich abgestoßen von ihm, seine Nähe war mir peinlich und ich verbarg es dem Alten nicht, der ihn so hoch erhoben hatte; aber was vermochten dunkle Gefühle gegen Thatsachen und lange Erfahrungen?!

Danach vergingen keine sechs Wochen, so bestätigten Thatsachen und die neuesten Erfahrungen die Richtigkeit meines widerstrebenden Gefühls und der alte Mann sagte mir: „Ihr habt Recht gehabt!“ — Später fand ich mich einst bei einer großen Gasterei einem jungen Manne gegenüber, den ich öfters gesehen hatte, ohne weiter auf ihn zu achten, Diesen Tag aber war er mir unbeschreiblich zuwider, so daß ich zuletzt aufstehen und die Gesellschaft verlassen mußte. Durch einen Geistlichen, der mein Freund war, erfuhr ich nachher zufällig, daß der nämliche junge Mann in der Nacht zuvor ein schweres Verbrechen begangen hatte, welches das Licht scheute — nun war mir meine Empfindung klar. — Doch ich kehre zurück zu dem Faden meiner Erzählung.

Mit meinem Freunde Ladomus machte ich nun eine Reise über Bern, Thun, Lauterbrunnen, Grindelwald, Meiringen, die Grimsel, Urseren, Altorf, den Vierwaldstädter See, den Rigi, Luzern, Zürich, Schaffhausen.

Als wir in einer herrlichen mondhellen Nacht im Monat August den Rigi von Lowerz aus erstiegen, zeigte uns der Führer eine Spalte von der Breite eines Zolles in dem Gestein, das aus Nagelfluh bestand (einem Gemenge von Kieseln, die von einer thonartigen Masse umgeben sind) und sprach: Diese Spalten werden mit der Zeit großes Unglück über unser Dorf bringen. Wenn im Winter das Wasser in diesen Spalten gefriert, so dehnen sich diese aus und es könnte dann wohl kommen, daß sich eine große Schicht Felsen ablösete und in das Thal und den See hinabstürzte.

Die Besorgniß des Mannes ward zwei Jahre später, in demselben Monate erfüllt. Lowerz ward verschüttet, zwei Jahre früher und wir beide wären vielleicht mit verschüttet worden. — Diese Schweizer Reise gewährte mir einen großen Genuß und ich rathe sie Jedem an, der die Natur in ihrer größten Herrlichkeit schauen will.

Unser Rückweg ging über Heidelberg, Anspach, (wo ich meinen alten ehrwürdigen Oheim, den Ober-Hofmeister von Türk, besuchte), Erlangen, wo ich Pöhlmann's Bekanntschaft machte, nach Leipzig, wo ich einige Tage mit Tillich und Olivier verlebte. — Hier bekam mein Schicksal unerwartet eine ganz andere Wendung.

Ich saß nämlich eines Abends mit Tillich und Olivier in dem Speisesaale eines Gasthofes (des Hotel de Bavière) beim Abendbrote, als ein Mann in Mecklenburgischer Hof-Uniform eintrat; es war der Graf Görtz.

Ich fragte ihn, wie es in Strelitz stehe? „Die Herren von Oertzen und von Pentz," war die Antwort, „sind in's Conseil eingetreten." Beide waren Assessoren bei der Justiz-Canzlei, bei der ich längst schon Rath war. Es war stets mein Wunsch gewesen, in's Conseil zu kommen, um wo möglich die Aufhebung der Leibeigenschaft zu bewirken. Die Erfüllung dieses Wunsches war nun vereitelt. Ehrgeizige Rücksichten hatte ich dabei nicht, sondern ich glaubte auf diese Weise eine zahlreiche Klasse unglücklicher Menschen in einen besseren, der Menschenwürde angemesseneren Zustand versetzen zu können.

Diese Nachricht schien meine schönsten Hoffnungen zu vernichten. Sie beunruhigte mich. — Tags darauf war ich bei den beiden Prinzen von Oldenburg zu Mittag eingeladen, die damals in Leipzig studirten. Der Baron von Maltzan, der sie begleitete, war mir früher schon bekannt gewesen; ihm klagte ich meinen Kummer. Er äußerte hierauf den Gedanken, den Strelitzer Dienst mit dem Oldenburgischen zu vertauschen; — es waren gerade zwei Land-Drosteien erledigt. Der Landdrost ist dort, was man im Preußischen einen Land-Gerichts-Director nennen würde. Hier zeigte sich mir also eine Aussicht, von dem Hofleben mich loszumachen, das mir in demselben Grade immer lästiger wurde, je mehr ich an einer gemeinnützigen Thätigkeit Geschmack fand.

Ich erkundigte mich also nach der Art und Weise, wie die Sache einzuleiten sei, und behielt mir vor, von Strelitz aus nach meiner Rückkunft die nöthigen Schritte zu thun. In dieser Zeit machte ich auch die Bekanntschaft des Consistorial-Raths Kruse aus Oldenburg, vormaligen Lehrers der Prinzen. Ich setzte hierauf meine Reise über Berlin

und Stettin, wo ich meinen Freund Salingré besuchte, fort und traf den 10. November nach sechsmonatlicher Abwesenheit wieder in Strelitz ein.

In der Schweiz hatte ich eine ganz neue Ansicht des Lebens gewonnen; ich hatte in einem Lande gelebt, wo jedem gebildeten Manne, ohne Rücksicht auf Rang und Stand, der Zutritt in die ersten Gesellschaften freisteht. Es kam mir daher jetzt Alles in Strelitz ganz fremd vor, und ich habe nie den sonderbaren Eindruck vergessen, den der Gala-Tag, welcher am 17. November eintrat (der Geburtstag der Herzogin von Hildburghausen, die gerade anwesend war) auf mich machte. Es kam mir Alles vor, wie ein Schauspiel, und nachdem ich selbst im großen Hof-Costüm meine Rolle gespielt, nahm ich in einer Fensterecke Platz und betrachtete nun Alles, so wie man ein Schauspiel im Schauspielhause ansieht. Aber von Stunde an ward es mir klar, daß dies Verhältniß nicht mehr für mich paßte; ich fühlte mich unbehaglich und unbeholfen am Hofe. Indessen hatte ich einen großen Kampf zu kämpfen. Ich war dem Herzoge persönlich zugethan — er war mein Wohlthäter — er hatte mir so viele unverkennbare Beweise seines Vertrauens gegeben; ihm hatte ich meine Versorgung zu danken. Ich kannte alle seine Kinder, ich hatte in Strelitz viel Freundschaft genossen, alles das fesselte mich.

Ich war überdies der älteste Rath im Collegio — der Director war hoch bejahrt und sehr kränklich, meine Aussichten also vorzüglich gut. Indessen fing die unglückliche Whistpartie wieder an; vergeblich versuchte ich Alles, um mich loszumachen, ich konnte ihr nicht entgehen. Ich hatte nun bereits 11 lange Jahre jeden Abend von 6—9 Uhr

Abends am Whist-Tisch zubringen müssen. Ich hatte sogleich nach meiner Rückkunft angefangen, 12 Knaben, großentheils Söhne meiner Bekannten, die noch keinen Unterricht erhalten hatten, täglich zwei Stunden lang zu unterrichten. Es kostete mir Anfangs eine große Anstrengung — aber ich fühlte bald, daß ich hier in meinem wahren Elemente sei. Die Kinder kamen gern zu mir — ja! selbst an Geburtstagen und bei häuslichen Festen versäumten sie diese Stunden niemals. Je mehr mich diese Beschäftigung anzog, desto mehr wurde mir das Spiel und das Hofleben lästig; doch würde ich mich schwerlich entschlossen haben, Strelitz zu verlassen, wenn nicht zwei wesentliche Rücksichten endlich dafür entschieden hätten.

Die erste war, daß ich auf mein ganzes bisheriges Leben nicht ohne eine gewisse Scham und lebhafte Reue blicken konnte; denn wie schlecht hatte ich im Allgemeinen meine Zeit und meine Kräfte angewendet! *) Ich wollte

*) Dergleichen Bemerkungen des Verfassers über sich selbst und sein Handeln kehren nicht blos in seiner Lebensbeschreibung noch mehrmals wieder, sondern stehen auch im Einklange mit dem Inhalte seines noch vorhandenen Tagebuchs und beweisen nicht blos, wie bescheiden und demüthig der Verfasser über sich selbst dachte, sondern zeigen auch, wie ernst er es mit seiner Selbstprüfung und dem Willen, stets das Gute zu thun, gemeint hat. So schreibt er während seines Aufenthaltes in Meiningen als ganz junger Mann im Anschlusse an eine Bemerkung über ernste Betrachtungen, welche er eines Abends vor dem Einschlafen in Bezug auf sich selbst angestellt hatte: „In der Erfüllung meiner Pflichten war ich zwar in den Augen der Welt exact genug; allein mein eigenes Gewissen machte mir deshalb gegründete Vorwürfe. Ich stand öfters zu spät auf — ich spielte zuweilen, wo ich es nicht nöthig hatte, und machte mir oft mehr Bewegung, als meine Gesundheit es erforderte.

einen Ort fliehen, der diese meine Schwächen gesehen hatte und wo ich nicht sicher war, von der Macht alter Gewohnheiten wieder zu ähnlichen fortgerissen zu werden. Die zweite Rücksicht war die, daß ich beschlossen hatte, mich zu verheirathen. Der Staatsdiener, welcher Familienvater ist, wünscht wohl den Abend, nach vollbrachter Arbeit, im Kreise der Seinen zuzubringen; das ist aber Dem nicht vergönnt, der zugleich Hofmann ist, da gehören eben die Abende dem Hofe und — dem Spiele. Auch müssen an den kleinen deutschen Höfen selbst die Frauen der Diener oft am Hofe erscheinen, was einen Kostenaufwand veranlaßt, der meinen Vermögens-Umständen nicht angemessen war.

Dritter Abschnitt.

Der Eintritt in den Oldenburgischen Staatsdienst.

Diese Rücksichten entschieden — ich schrieb nach Oldenburg und reiste hierauf selbst, begleitet von meinem Freunde Ladomus, nach Eutin zum Herzoge. Als ich meiner Anstellung dort sicher war, bat ich in Strelitz um meine Entlassung und erhielt sie.

Im Sommer desselben Jahres — 1805 — hatte ich im Hause des Präsidenten von Eickstädt zu Clempnow

Diese Betrachtung kostete mir viele Thränen und bewirkte den festen Entschluß künftiger Besserung, die mir um so leichter werden wird, da ich jetzt mit Wahrheit sagen kann, daß ich ungern spiele. Die Wissenschaften sollen künftig meine Gesellschaft, mein Trost und meine Beschäftigung sein."

in Pommern die Bekanntschaft meiner nachherigen Lebensgefährtin Wilhelmine von Buch, Tochter des preußischen Geheimen Raths von Buch, zu Stolpe an der Oder, gemacht; ich wagte indessen nicht, um sie anzuhalten, bis sich mein Schicksal entschieden hatte. — Jetzt that ich es und erhielt das Jawort.*) Nunmehr trat ich im November 1805 von Stolpe a. O., dem Wohnorte der Aeltern meiner Braut aus, die Reise nach Oldenburg an. Strelitz verließ ich — ich gestehe es — mit sehr schwerem Herzen, und hätte ich gewußt, was mir in Oldenburg bevorstand, nämlich daß meine Anstellung älteren, verdienten Staats-Dienern wehe thun würde, nie hätte ich den Muth gehabt, dorthin zu gehen. Nach einer beschwerlichen Reise durch die Lüneburger Haide kam ich gegen Ende des Novembers 1805 in Oldenburg an. Noch war es nicht fest entschieden, welches Amt man mir anvertrauen würde; indessen machte ich mich mit den Landesgesetzen und der Verfassung bekannt.

Ich fand überall eine sehr freundschaftliche Aufnahme. Noch ganz erfüllt von Pestalozzi's Streben für eine

*) Wenn der Verfasser seiner Verheirathung, sowie seines häuslichen Lebens hier nur beiläufig erwähnt, so ist dies dem Umstande zuzuschreiben, daß er seiner Gattin das Versprechen gegeben hatte, nie etwas dieselbe Betreffendes vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Dieselbe war der Ansicht, daß das Innere des Familienlebens ein Heiligthum sei, das durch Veröffentlichung nicht dürfe entweiht werden, und daß, während das Wirken des Mannes mehr nach Außen gehe, das Wirken der Frau so still und geräuschlos wie möglich sein müsse. Wie glücklich dieselbe ihren Gatten durch diesen bescheidenen, ächt weiblichen, häuslichen Sinn gemacht hat, davon geben zahlreiche hinterlassene Briefe des Verewigten an seine Gattin, sowie die Erinnerungen seiner Hausgenossen und Freunde Zeugniß.

bessere Erziehung und Bildung der Jugend, theilte ich mehreren meiner neuen Bekannten meine Ansichten und Erfahrungen mit; sie waren begierig, Pestalozzi's Methode durch eigene Ansicht kennen zu lernen, und da ich ohne bestimmte Beschäftigung war, so hielt ich es für Pflicht, einen Versuch damit anzustellen. Ich unterrichtete also mehrere Kinder in dem Hause des Consistorial-Raths Kruse täglich 2 Stunden lang. Die Kinder hingen mit großer Liebe an mir und an dem Unterrichte — bald wuchs ihre Zahl auf 45. Indessen gab ich auch einigen Seminaristen in den Abendstunden Unterricht, und so gelang es mir bald, mir einen Gehülfen zuzuziehen.

Nachdem ich ungefähr 8 Wochen in Oldenburg gewesen war, ernannte mich der Herzog zum Justiz- und Consistorial-Rath daselbst. Da ich in Strelitz als der älteste Rath abgegangen war, so glaubte der Herzog, mich auch hier in ähnlicher Art anstellen zu müssen und setzte mich daher über mehrere der älteren Räthe. Daß das Unzufriedenheit veranlaßte, war wohl natürlich. Mich selbst schmerzte es vorzüglich, über Runde gesetzt zu sein, der als Jurist mir weit überlegen war. Hätte es geschehen können, ohne die übrigen Räthe zu beleidigen, so hätte ich ihm gern freiwillig den Vorrang eingeräumt; indessen gab ich ihm gleich damals mein Wort, daß der Einschub, den er durch mich erfahren, ihm nicht schaden solle. Dennoch verbitterten mir diese Verhältnisse gleich Anfangs meine Stellung, und ich fühlte, daß sie nicht von Dauer sein würde.

Auch nach meiner Ernennung zum Justiz- und Consistorial-Rath setzte ich den Unterricht der Kinder ununterbrochen fort, wobei ich nun schon die Hülfe eines Semi-

naristen, Keil, den ich in der Methode unterrichtet hatte, benutzen konnte. Er konnte das nicht umsonst thun, die Kinder mußten ihm etwas dafür bezahlen. Nun erhoben sich die Lehrer am Gymnasio gegen mich, behaupteten, daß ihnen allein es zustehe, den Kindern aus den gebildeten Ständen Privat-Unterricht zu geben, und verklagten mich beim Consistorio; sie wurden jedoch abgewiesen.

Ich hatte mir für die neu gegründete Unterrichts-Anstalt einen Lehrer, Urbach, von Dessau kommen lassen. Bald erscholl der Ruf dieser Anstalt auch in dem benachbarten Bremen und es kamen einige Lehrerinnen und ein Lehrer von daher, um die neue Unterrichtsweise kennen zu lernen. Ich theilte gern Alles mit, was ich selbst davon wußte und erfahren hatte. Ich selbst nahm damals Unterricht in der Mathematik bei Uhlhorn, einem Manne, der ursprünglich Bauer gewesen war und sich selbst zum Mechaniker, Physiker und Mathematiker gebildet hatte. So klar mir nun auch sein Unterricht war, so kam ich dennoch nicht weiter, weil er den gewöhnlichen Gang des Euclid einschlug, dem es an logischem Zusammenhange fehlt. Im Jahre 1807 verlor ich den Lehrer Urbach, der einem Rufe nach Bremen folgte; ich berief daher an seine Stelle einen Lehrer aus Neu-Strelitz, den ich früher dort schon in der Methode unterrichtet hatte. Auf einige Zeit hatte mich dabei auch mein Freund, Professor Ladomus aus Carlsruhe, unterstützt. In diesem Jahre besuchte mich Professor Swawedissen aus Lübeck auf einige Zeit, um sich mit Pestalozzi's Methode bekannt zu machen. Auch die patriotische Gesellschaft zu Hamburg sandte mir einen jungen Mann Namens Luther zu, der sich bei mir mit Pestalozzi's

Methode bekannt machen sollte. Uebrigens waren meine Verhältnisse in Oldenburg sehr angenehm.

Der Herzog war unstreitig einer der ausgezeichnetsten Regenten Deutschlands; seine äußere Erscheinung flößte Ehrfurcht ein, in der Unterredung wußte er das Vertrauen seiner Staatsdiener zu gewinnen. Sein Leben war sehr einfach; er war Kenner und Beschützer der Künste und Wissenschaften. Sein vorzügliches Wohlwollen genoß der gemüthliche Maler Fischbein, der stets für ihn beschäftigt war und den er fürstlich belohnte. — Er war ein sehr liebevoller Vater und gab seinen Söhnen, den Prinzen August (späterem Großherzog) und Georg, eine ganz vorzügliche Erziehung. Ich selbst wurde zuweilen von den Prinzen zu einer Partie Schach eingeladen.

Sodann lebten in Oldenburg mein College, der Justiz-Rath von Halem, als Schriftsteller bekannt, der Deichgraf Burrmester, der Landschaftsmaler Strack, der Rector Heise, der Dichter Gramberg, Zehender, Privat-Secretair des Herzogs (ein Schweizer), der Assessor von Brockdorf, mit denen ich in freundlichen Verhältnissen stand. Die Söhne der vier Ersten unterrichtete ich.

Meine juristischen Arbeiten, die hauptsächlich in Abfassung von Relationen und Erkenntnissen bestanden, wurden mir nicht schwer, seitdem durch das Studium der Methode mein Fassungs-Vermögen sich gestärkt hatte.

Im Herbste desselben Jahres bekam ich unvermuthet einen Besuch, den ich für wenig bedeutend hielt, der aber dennoch auf mein und der Meinigen Schicksal später großen Einfluß hatte. Es war ein Kaufmann Oelrichs aus Bremen mit seiner Gattin. Die Aeltern wünschten, daß ich

zwei ihrer Söhne zu mir in Pension nehmen und in der von mir in's Leben gerufenen Anstalt unterrichten lassen sollte Ich hatte noch nie Kinder erzogen, ich bekleidete einen angesehenen, mit vieler Arbeit und großer Verantwortlichkeit verbundenen Posten; ich hatte mein Auskommen. Dies waren Gründe genug, den Antrag abzulehnen. Am 12. December desselben Jahres führten indeß die Aeltern mir unvermuthet beide Knaben, William und August, zu und wir kamen überein, daß wir es bis Ostern des folgenden Jahres versuchen wollten. So ward ich also Erzieher fremder Kinder. Ich würde sie vielleicht doch nicht aufgenommen haben, wenn nicht kurz vorher ein Ereigniß stattgefunden hätte, das meine häuslichen Verhältnisse wesentlich verändert und unvermuthet mir große Ausgaben auferlegt hätte.

Es war die Besetzung Oldenburgs durch holländische Truppen und die damit verbundene Last der Einquartierung. Ich mußte stets einen oder zwei Officiere bei mir beherbergen und bewirthen. Mein Hausstand ward dadurch nothwendig größer und kostspieliger, und nun kam es weniger darauf an, noch ein paar Kinder mehr am Tische zu haben.

Ich muß hier eines Umstandes gedenken, der mir eine besondere Erwähnung zu verdienen scheint. — In Oldenburg hatte sich eine literarische Gesellschaft von 12 Mitgliedern gebildet, die wöchentlich ein Mal zusammenkam, um eigene und fremde literarische Arbeiten vorzulesen und sich darüber zu besprechen. Am 1. November 1806 hielt ich in Beziehung auf die damaligen Verhältnisse des deutschen Vaterlandes eine Vorlesung in dieser Gesellschaft. Eines Abends, als wir eben recht vergnügt beisammen waren, kurz nach der Einnahme von Lübeck, kam die Rede auf das

Unglück der von den Franzosen eroberten und besetzten Länder. Da nahm einer meiner Collegen das Wort und sagte: „Wie glücklich sind wir doch in unserem Winkelchen von Deutschland! Während es rings umher stürmt, sitzen wir hier ganz ruhig und sicher, da uns die Verbindung mit Rußland schützt.“ — Ich entgegnete: „Wie kann mir wohl sein, wenn es bei meinem Nachbar brennt? schon darum nicht, weil ich meinen Nachbar leiden sehe, ohne ihm helfen zu können; allein wer birgt dafür, daß morgen die Flamme auch unsere friedlichen Hütten erreicht?“

Den nächsten Morgen beschied mich der Bote des Collegii zu einer außerordentlichen Sitzung, weil holländische Truppen auf Napoleon's Befehl Land und Stadt für den König von Holland in Besitz genommen hatten.

Unterdessen war noch ein Knabe aus Bremen, Gustav Kulenkamp, zu meinen Zöglingen hinzugekommen.

Der Präsident des Collegii, Herr von Berger, und der Director Georg waren gestorben; ich rückte dadurch höher und hatte nur noch einen Rath vor mir zur Präsidenten-Stelle; allein auch meine juristischen Arbeiten hatten sich dadurch vermehrt, und ich befand mich in einer peinlichen Lage. Aus Mangel an Raum im Hause mußte ich mein Wohn- und Arbeitszimmer mit einem französischen Officier — Dubatti — theilen, der den ganzen Tag über die Guitarre spielte und sang. Hierzu kamen ökonomische Sorgen. Die Einquartierung kostete mich beinahe so viel, als mein Gehalt betrug; ich hatte kein Vermögen — wie sollte das werden? Lange konnte ich keinen Ausweg finden. Es kam dazu, daß man mich amtlich benachrichtigte: „der Herzog sehe es nicht gern, daß ich mich mit Erziehung fremder

Kinder beschäftige." Allein eben diese Kinder waren mir lieb geworden — was war nun zu thun? Ich fühlte wohl, entweder ich mußte ganz meinem Amte als Justizrath leben, die Kinder ihren Aeltern zurückschicken, die Unterrichts-Anstalt aufgeben und sich selbst überlassen, oder ich mußte mein Amt aufgeben und ausschließlich der Erziehung leben. Wählte ich das Erstere, so ging mein Gemüth zu Grunde, weil ich mir dann das Einzige versagen mußte, was mein Leben erheiterte und wozu ich mich berufen fühlte, ja, ich fühlte, daß meine Kräfte dann bald dahinschwinden würden.

Wählte ich das Letztere, so gab ich eine sichere, in den Augen der Welt höchst ehrenvolle Existenz für eine höchst unsichere, von der Welt damals wenig geachtete hin — ich zog mir den Unwillen der Aeltern und aller Verwandten meiner Frau und der Meinigen zu. Der Wunsch, mich der fremden Gewalt zu entziehen, die damals über Deutschland gebot und immer mehr um sich griff, entschied endlich doch für das Letztere; denn indem ich mich ausschließlich der Erziehung widmete, konnte ich mir ein Land wählen, wo ich jenem Einflusse nicht unterworfen war. Doch versuchte ich noch zuvor einen Mittelweg einzuschlagen. Ich bat um meine Entlassung aus dem Verhältnisse eines Justizraths, jedoch um Beibehaltung meines Amtes als Consistorial-Rath und der Hälfte meines Gehalts, mit der Erlaubniß, mich ganz der Leitung des Schulwesens und dem Fache der Erziehung widmen zu dürfen. — Dies wurde mir abgeschlagen; zugleich wurde mir ein höherer Titel und Zulage angeboten, wenn ich in meinen bisherigen Verhältnissen bleiben wolle, indem der Herzog mit meiner Amtsführung zufrieden sei. Dies war es nicht, was ich suchte.

Es blieb mir nun nichts übrig — eine innere Stimme sagte es mir — als mein Amt völlig niederzulegen. Daß diese innere Stimme mich richtig geleitet, geht daraus hervor, was sich später ereignete. Mein Nachfolger im Amte, ein Herr von Fink, und ein Freund von mir, der Landdrost von Berger, wurden beide zur Zeit der Napoleon'schen Occupation des Landes auf den Befehl von Vandamme auf den Wällen von Bremen erschossen. Mich hätte wahrscheinlich dasselbe Schicksal getroffen, wenn ich im Amte blieb.

Ehe ich diesen wichtigen Schritt that, hatte ich natürlich reiflich überlegt, was ich beginnen würde, wenn er geschehen wäre. Ich hatte beschlossen, mit meinen Zöglingen nach Yverdun zu gehen, von dem Ertrage einer dort zu gründenden Erziehungs-Anstalt zu leben und nun das Fach der Erziehung und des Unterrichts recht ernstlich zu studiren, damit ich einst das Erziehungs- und Unterrichtswesen eines Landes oder einer Provinz zu leiten im Stande sei.

Ich bedurfte zunächst des Einverständnisses der Aeltern meiner Zöglinge darin, daß dieselben mir nach der Schweiz folgen durften. Dieses hatte ich erhalten; meine Existenz in der Schweiz war also wenigstens einigermaßen gesichert.

Ich bat nunmehr im Januar 1808 um meine Entlassung, — aber was ich vorausgesehen hatte, geschah. Dieser Schritt wurde von den Verwandten sehr gemißbilligt.

Unterdessen hatte ich die Bekanntschaft eines Barons von Pabst aus Amsterdam gemacht, der sich für das Erziehungswesen sehr thätig interessirte. Er hatte in ein holländisches Journal einen Aufsatz über meine Erziehungs-Anstalt einrücken lassen und den Wunsch geäußert, daß ich selbst nach Amsterdam kommen möge. Ich machte daher Anfang

Mai 1808 mit meinem Freunde, dem Landschaftsmaler Strack, eine Reise dahin. Auf meine Veranlassung sandte später der Herr von Ende zu Harlem, den ich hatte kennen lernen, zwei junge Männer zu Pestalozzi nach Yverdun, die aber meiner besonderen Fürsorge empfohlen wurden.

Kurz nach meiner Rückkehr von Holland verkaufte ich alle meine Sachen, auch aus Geldnoth, meine Mineralien-Sammlung und die kostbarsten Werke meiner Bibliothek, beides an das Museum in Bremen.

Von meinen Freunden Burrmester, Zehender, Strack, von Halem sen., Heise schied ich mit schwerem Herzen, und auch der Augenblick, da die Aeltern der Zöglinge, die ich von Bremen mitnahm, von ihnen Abschied nahmen, war mir sehr schmerzlich, zumal ich ungewiß war, ob ich ihnen ganz das sein würde, was die Aeltern hofften, und ob sie nicht die Aeltern schmerzlich vermissen würden? —

Vierter Abschnitt.

Uebersiedelung nach Yverdun.

Unsere Reise ging übrigens glücklich von Statten. Wir machten in Frankfurt a. M. einen kleinen Aufenthalt, wo ich Ritter und Mieg, später meine vertrauteren Freunde, näher kennen lernte. In Carlsruhe besuchte ich Ladomus.

Es war am 10. Juni 1808, als wir in Yverdun ankamen. Ich eilte sogleich zu Pestalozzi, der mich freund-

lich und liebreich aufnahm. Seine Anstalt war zahlreich und blühend. Der Andrang von Fremden, die da kamen, um ihn selbst und die Anstalt kennen zu lernen, war sehr groß. — Ich übergab meine 5 Zöglinge der Anstalt in der Art, daß sie an allen Lectionen Antheil nahmen, übrigens aber unter meiner Aufsicht blieben, und in meinem Hause wohnten und gespeist wurden.

Bei meiner Ankunft trug ich das Bild der Anstalt in mir, wie ich sie im Jahre 1804 in Buchsee gekannt hatte; allein ich hatte nicht bedacht, daß in 4 Jahren sich nothwendig Manches verändert haben mußte. Dort schien mir damals alles ein Herz und eine Seele zu sein — jetzt aber bemerkte ich bald Spaltungen und Uneinigkeiten unter den Lehrern. Manches, was mir damals als geistbelebend erschienen war, und es vielleicht auch wirklich gewesen sein mochte, schien mir jetzt blos mechanisch behandelt zu werden. Die Disciplin, damals schon sehr nachsichtig, was aber in einer kleinen Anstalt weniger auffiel, erschien mir nun gar als zu ungebunden; hie und da kamen sogar Aeußerungen von Rohheit zum Vorschein.

Ich ward aufgefordert, selbst als Lehrer an der Anstalt Theil zu nehmen. Ich übernahm den Unterricht in der Naturgeschichte in der obersten Klasse und den in den Denk- und Sprech-Uebungen in der Elementar-Klasse; indessen machte ich mir die Bedingung, diese letztere Klasse zwei Jahre lang ungestört behalten zu dürfen, damit ich zu einem reinen Resultate gelangen könne.

Ich hatte nämlich schon früher die Idee des Buches der Mütter als gut anerkannt, aber die Wahl des Gegenstandes der dort aufgestellten Uebungen: des mensch-

lichen Körpers, gemißbilligt; ich erachtete die Umgebungen des Kindes im Hause und in der Natur für weit mehr dazu geeignet.

Das Resultat der hier zuerst von mir angestellten Uebungen habe ich nachher in zwei Werken bekannt gemacht; das erstere führt den Titel: „Die sinnlichen Wahrnehmungen," das zweite: „Die Erscheinungen in der Natur."

Jeden Sonnabend Abend war Versammlung der Lehrer, zuweilen unter Pestalozzi's, öfter unter Muralt's Vorsitz. Hier wurden die eingegangenen Briefe gelesen; es wurde über Angelegenheiten des Instituts, über die Behandlung der verschiedenen Zweige des Unterrichts gesprochen und manche lehrreiche Erfahrungen mitgetheilt. Ich versäumte diese Versammlungen nie.

Außerdem waren für jedes einzelne Unterrichtsfach besondere Comité's gebildet, von den Lehrern, die darin unterrichteten oder denen man Kenntnisse darin zutraute; ich war Mitglied der Comité's für Naturgeschichte, Sprache, Zeichnen u. s. w.

Hier hatte ich nun besonders einen Grundsatz zu bestreiten, der mir deshalb merkwürdig ist, weil ihn zuerst Pestalozzi und dann auch Lancaster aufgestellt hat.

Pestalozzi sagte nämlich: Jeder Schüler kann und muß Lehrer seiner Mitschüler werden, wenn er auch nur eine einzige Stufe weiter ist, gerade so, als wenn man eine Leiter ansteigt; der Voransteigende ist immer eine Stufe höher und reicht dem Nachfolgenden die Hand, damit er auch dahinkomme!

Ich war dagegen der Meinung, daß der, welcher mit Erfolg Andere unterrichten will, nicht blos eine Stufe weiter

sein darf, sondern das Fach, worin er unterrichten will, wenigstens zum Theil kennen und die Aufgabe, die er beim Unterrichte zu lösen hat, überschauen muß.

Ein zweiter Gegenstand des Streits zwischen einigen Lehrern und mir war der, daß man bei den jährlichen Prüfungen die Ausarbeitungen der Kinder, welche den Aeltern zugesandt wurden, corrigirte, sie dann wieder abschreiben ließ, wieder corrigirte, und sie nur vollkommen fehlerfrei nach Hause sandte, ja zuweilen Aufsätze dictirte, die dann den Aeltern als Stylübungen der Kinder galten. Es schien mir, als ob man dadurch irrige Vorstellungen von den Fortschritten der Kinder veranlasse. Ich weigerte mich daher auch standhaft, dazu mitzuwirken.

Bald sah ich ein, daß, wenn ich anders die gegen die Aeltern meiner Zöglinge eingegangene Verpflichtung, ihnen eine möglichst sorgfältige Erziehung zu geben, erfüllen wollte, dieselben nicht auf den Unterricht in der Pestalozzi'schen Anstalt beschränkt werden durften. Ich mußte also, da ich Unterricht und Aufsicht nicht allein, ohne Hülfe, besorgen konnte, Lehrer annehmen, zumal da ich im Pestalozzi'schen Institute fortdauernd Unterricht gab. In der Mathematik und im höheren Rechnen nahm ich selbst noch Unterricht bei Joseph Schmidt. Was den ersteren Unterricht betrifft, so hatte ich früher, namentlich unter der Leitung des Mechanikus Uhlhorn in Oldenburg, versucht, die Mathematik zu studiren, allein ohne Erfolg. Joseph Schmidt führte mich nun so, daß ich die wichtigsten Sätze und Beweise selbst finden mußte und daß immer der folgende auf die früher schon dagewesenen sich stützte. Des Gegenstandes war er ganz mächtig, nicht so der Sprache. Was ich nun in der Stunde

deutlich eingesehen hatte, das schrieb ich mir zu Hause nieder, aber sogleich in einer Sprache, die jedem verständlich sein mußte. Daraus entstand später: „Der Leitfaden zum Unterrichte in der Formen- und Größenlehre. Berlin, 1817.“ In der algebraischen Behandlung der Zahl, wie es Schmidt nannte, erlangte ich eine große Fertigkeit, die mir auch bis heute geblieben ist.

Ich glaube annehmen zu können, daß diese Behandlung des mathematischen Unterrichts den Gesetzen der Logik vollkommen entspricht und dem Gange, den der menschliche Geist bei Entwickelung des Denkvermögens nimmt, so angemessen ist, daß, indem diese Entwickelung — (der Hauptzweck des Unterrichts) wesentlich befördert wird, zugleich der Gegenstand des Unterrichts — die mathematischen Wahrheiten — sich so tief dem Geiste einprägen und ein so wohl verbundenes Ganze bilden, daß sie dem, der sie auf diese Weise fand und behandelte, stets gegenwärtig und unvergeßlich bleiben.

Zu den glücklichsten Stunden meines Aufenthalts in Yverdun gehörten diejenigen, in welchen ich mit meinen Zöglingen kleinere oder größere Ausflüge in die Umgegend machte. Die Empfänglichkeit einiger unter ihnen (vorzüglich war dies der Fall bei Heinrich Focke) für die Natur und ihre Erscheinungen gewährte mir einen hohen Genuß. Oft dachte ich bei mir selbst: „Könntest Du doch diesen Sinn ihnen erhalten bis zum reiferen Alter!“

Ich liebte sie als meine eigenen Kinder und sie fühlten das, ohne es in Worten auszudrücken, denn sie thaten in der Regel Alles, was mir Freude machte, und vermieden, mich zu betrüben. Ich muß hier zweier kleinen Vorfälle erwähnen, welche Zeugniß geben von der Gemüthsstimmung mei-

ner Zöglinge. Ich hatte ihnen gestattet, Schafe zu halten. Gustav und Heinrich hatten jeder ein Lamm; sie wuchsen heran; das des Letztern hatte geworfen, so daß er deren zwei hatte; das kleine Lamm liebte er ganz vorzüglich.

Dem Gustav starb sein Schaf. — Ich hatte erwartet, daß nun Heinrich mit Gustav theilen würde. Es geschah nicht — ich sprach darüber mit einer Freundin unseres Hauses, die Heinrich im Klavier unterrichtete, und sagte ihr: „Wenn ich den Knaben recht erzogen habe, wie ich es wünsche, so muß er dem Gustav sein Liebstes, sein Lamm geben.“ Sie meinte, das wäre doch zu viel gefordert, daß er dies ganz freiwillig thun sollte.

Ich entgegnete: Nur so hat die Handlung Werth; ich werde daher nichts sagen.

Nach einiger Zeit bemerkte ich am Tische, daß Gustav sein Brot mit Salz bestreuete, wie die Kinder zu thun pflegten, um die Schafe zu füttern. — „Was machst Du da?“ fragte ich. — „Es ist für mein Lamm.“ — „Du hast ja keins mehr,“ antwortete ich. — Da ward der Knabe roth und sagte: „Ach! nun habe ich es doch verrathen; Heinrich hat mir sein Lamm geschenkt, da mein Schaf starb, aber mir verboten, es zu sagen.“ — Nicht leicht habe ich eine größere Freude gehabt, als über diese Entdeckung. — Dies edle Benehmen war mir Bürge für den sittlichen Werth des Knaben und die Festigkeit seines Charakters.

Zwei andere meiner Zöglinge kehrten später zu ihren Aeltern nach Frankfurt a. M. zurück. Im Winter 18$\frac{13}{14}$ wurde für die verwundeten deutschen Krieger gesammelt — jeder gab, was er hatte — auch Kinder und junge Leute ihr erspartes Taschengeld. Man sprach davon, daß ein

junger S... seine ganze Sparbüchse hergegeben habe — sie schwiegen — die Mutter legte es ihnen sehr nahe — sie errötheten und schwiegen. Der Hofmeister, dem die Mutter ihre Bekümmerniß mittheilte, sah, als sie schliefen, das Ausgabebuch des älteren nach — er hatte sein ganzes kleines Vermögen schon vorher, ehe S... es gethan, in eine Büchse gelegt, die dazu öffentlich ausgestellt war; er hatte also freiwillig gespendet, ertrug es aber lieber, verkannt zu werden, als daß er sich einer guten Handlung gerühmt hätte.

Es beweisen diese Züge, was man in der Erziehung ausrichten kann, ohne den Ehrgeiz in Anspruch zu nehmen, wenn nur der Erzieher selbst das Bewußtsein: recht und gut gehandelt zu haben, als das höchste Gut anerkennt und es als solches geltend macht. — —

Eines sonderbaren Ereignisses muß ich hier beiläufig erwähnen, das ich mir nicht erklären kann. *)

*) Der Verfasser gedenkt hier, sowie später noch einmal, mit besonderer Ausführlichkeit eines Traumes, den er gehabt hat. Er scheint, wie dies bei gefühlvollen, mit lebendiger Phantasie begabten Menschen nicht selten vorkommt, Träumen oder Vorahnungen überhaupt eine gewisse Bedeutung beigelegt zu haben, und hielt besonders an der Ueberzeugung fest, daß die Vorsehung auch durch die geringfügigsten, anscheinend blos zufälligen Ereignisse die Geschicke der Menschen leite und regiere. Es mag deshalb hier eines Ereignisses Erwähnung geschehen, welches von Türk selbst als eine wunderbare Rettung seines Lebens betrachtete und bezeichnete. Er war am 24. Januar 1840, auf der Rückkehr von einer Reise, im Begriff, von Berlin nach Glienicke zu fahren, als er, durch irgend einen zufälligen Umstand davon abgehalten und genöthigt wurde, in Berlin zu übernachten. In derselben Nacht aber zertrümmerte ein heftiger Orkan das zugemauerte Fenster seines Schlafzimmers in Glienicke dergestalt, daß die Mauersteine unmittelbar auf sein Bett stürzten, so daß er unfehlbar erschlagen worden wäre, wenn er darin geruht hätte.

Mir träumte, ich befand mich in einer Gegend, die mir fremd war, von Grabhügeln umgeben; ich kam bei einer so eben erst gemachten Gruft vorbei — neben ihr lagen Knochen und ein Todtenschädel mit Haaren. Ich wandte meine Blicke hiervon ab und freute mich der schönen Aussicht in die Ferne; da kam ein Leichenzug durch das Thor des Gottesackers, auf dem ich mich befand. — Ich setzte mich unter einen Baum, so daß ich dem Leichenzuge den Rücken zukehrte und die Gegend vor mir hatte. Plötzlich nahm ein junger Mensch, den ich zuvor noch nicht gesehen, jenen Todtenschädel bei den Haaren und schleuderte ihn von sich weg, so daß er mir vor die Füße rollte.

Bald nachdem ich diesen Traum gehabt, erhielt ich einen Brief von einem Freunde, dem Professor Meißner zu Bern, der mich bat, ihm aus einem Dorfe am Fuße des Sucheron, in der Kette des Jura, ein Paar lebendige giftige Vipern zu verschaffen, indem dort ein Bauer leben sollte, der die Kunst verstehe, sie zu fangen, ohne sich zu beschädigen. Ich wählte also einen Tag, um mit meinen Zöglingen einen Spaziergang nach diesem Dorfe zu machen. Ein sehr corpulenter Chirurgus begleitete uns und diente mir als Führer. Er geleitete mich zu einem Wirthshause. Hier fanden wir Alles in der größten Betrübniß; der Wirth war gestorben und sollte eben heute begraben werden. — Um dieser traurigen Scene zu entgehen, schlug ich vor, nach besorgtem Geschäft nach einem benachbarten Dorfe zu gehen, um dort das Mittagsmahl einzunehmen; allein mein Wegweiser erklärte, daß er in der Hitze nicht weiter gehen könne. Wir mußten bleiben. Kaum hatten wir das Mittagsmahl eingenommen, so sammelten sich die Leute um das Haus; das

Begräbniß sollte vor sich gehen. „Lassen Sie uns eilen," sagte ich zu meinem Wegweiser, „daß wir hier wegkommen." Wir gingen. „Aber," sagte er mir, „erst muß ich Sie auf einen Platz führen, wo man eine herrliche Aussicht hat." Er führte mich nach dem Kirchhofe; ich wollte zurück, denn ich erkannte an dem eben geöffneten Grabe, daß der Leichenzug hierher kommen müsse — es war zu spät — er nahete schon durch das Thor, den einzigen Eingang. So wie ich in die Ferne hinausschaute, erkannte ich die Gegend, die ich im Traume gesehen. Ich wollte dem Schauspiele der Beerdigung entgehen und setzte mich unter einen Baum. Auch einen Schädel hatte ich bemerkt. Bald rollte er vor meine Füße hin; der junge E. F., der mir vor 3 Tagen erst übergeben worden war, den ich also zur Zeit des Traumes noch nicht gekannt hatte, hatte sich dieses Spiel erlaubt. Alles ereignete sich pünktlich so, wie es sich im Traume 8 oder 14 Tage zuvor mir gezeigt hatte.

Ich muß hier noch eines für Pestalozzi's Bestrebungen wichtigen Ereignisses erwähnen. Er hatte immer lebhaft gewünscht, daß die Schweiz mehr Notiz von seinen Bestrebungen nehmen und sein Thun anerkennen möge; er hatte daher bei der Tagsatzung auf Abordnung einer eigenen Commission zur Untersuchung und Prüfung seiner Erziehungs-Anstalt angetragen. Endlich (wenn ich nicht irre) im Jahre 1811 wurde sein Wunsch erfüllt; es kamen der Professor Drechsel aus Bern, ein tüchtiger Mathematiker, der Pater Girard aus Freiburg, als Pädagog geschätzt, und der Rathsherr Merian aus Basel.

Als ihre Sendung entschieden war, fanden nun Berathungen Statt, welchen Lectionen und in welcher Ord-

nung sie diesen beiwohnen sollten? Da kam man denn bald zu der Einsicht, daß es der Anstalt an einem festen, consequent durchgeführten Lehrplane fehlte; allein das ließ sich nun nicht mehr ändern. Daher fiel auch der Bericht nicht so günstig aus, wie man es gehofft hatte.

Diese drei Herren hatten auch mich besucht und zu sich eingeladen, so daß einige der Mitarbeiter Pestalozzi's den Verdacht hegten, als könnte ich ein ungünstiges Urtheil über die Anstalt gefällt haben. Das war indessen nicht der Fall gewesen; schon früher war ein anderes Mißverhältniß eingetreten.

Es kam ein Schreiben des verewigten Staatsraths Nicolovius, des Inhalts, daß nächstens Herr Zeller aus Würtemberg nach Yverdun kommen werde, der nach Königsberg in Preußen als Schulrath berufen sei — man wünsche, daß Pestalozzi ihm einen tüchtigen Lehrer beigebe, der unter ihm nach Pestalozzi's Methode unterrichtete Lehrer bilden helfen solle. Man berieth sich über die Wahl — sie fiel auf einen Lehrer, von dem ich wußte, daß er nichts weniger als empfehlenswürdig war. Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß die preußische Regierung einen tüchtigen, zuverlässigen Lehrer wünsche, und daß man nur einen solchen senden dürfe, um dem Vertrauen der Regierung zu entsprechen; ich schlug den Lehrer Goldi vor. Man entgegnete mir: „daß die Anstalt die tüchtigsten Lehrer nicht missen könne.“ Ich erwiderte, daß man dann lieber antworten möge: Ein tüchtiger Lehrer, wie man ihn wünsche, könne nicht gemißt werden.

Allein man sandte den weniger tüchtigen ab, und so viel ich später erfahren, hat derselbe auch das, was man

billig von ihm hätte erwarten können, nie geleistet, vielmehr bald entfernt werden müssen. Pestalozzi selbst war übrigens bei dieser Berathung nicht zugegen gewesen.

Im Frühjahre 1811 mußte Joseph Schmidt, dem die Anstalt und die Methode so viel verdankten, endlich seinen Gegnern weichen und Yverdun verlassen.

Die Spaltungen unter den Lehrern an Pestalozzi's Anstalt wurden immer größer; die feindseligen Gesinnungen des damaligen Religionslehrers gegen mich, der ich Joseph Schmidt immer zugethan war, traten immer lebhafter hervor. — Ich zog mich daher mehr zurück und faßte endlich den Entschluß, Yverdun ganz zu verlassen, da mein Aufenthalt daselbst Pestalozzi und seiner Anstalt nicht mehr nützlich sein konnte.

Fünfter Abschnitt.

Verlegung meiner Erziehungs-Anstalt von Yverdun nach Vevay.

Da ich im Jahre 1811 beschlossen hatte, meine Anstalt nach Vevay zu verlegen, so reiste ich im Sommer dahin, um dort ein passendes Gebäude zu suchen.

Ich miethete das sogenannte Schloß (wo ehemals die Baillifs der Regierung zu Bern gewohnt hatten) mit einem Garten und einer Terrasse am Genfer See, wo man eine herrliche Aussicht auf den See, die Walliser und Savoyer Alpen hat. Zur Zeit meines Umzugs befiel mich ein hef-

tiges Nervenfieber, wodurch sich meine Abreise bis zum 8ten October verzögerte; indessen erholte ich mich schnell, besonders durch den Genuß der Weintrauben, die gerade in diesem Jahre von vorzüglicher Güte waren.

Ich fand auch hier eine freundliche Aufnahme und war froh, von den Streitigkeiten in Pestalozzi's Anstalten nichts weiter zu vernehmen. Die Gegend von Vevay ist herrlich. Wenn man früh um 5 Uhr ausgeht, um die Berge zu besteigen, so ist man spätestens um 10 Uhr in einer Höhe, wo der Schnee erst im Juli verschwindet und in nördlich gelegenen Schluchten nicht mehr schmilzt. Man durchwandert alle Stufen der Vegetation. Unten am See gedeiht der Feigenbaum im Freien und der Granatbaum am Spalier, die Weinrebe bis zu einer Erhebung von 600 Fuß über dem Spiegel des See's. Hier blüht die liebliche **Gentiana verna**, der **Trollius europaeus**; hier finden sich Obstbäume, weiter oben die wilde süße Kirsche, woraus das Schweizer Kirschwasser bereitet wird, und die weiße Narcisse (**Narcissus poeticus**) bedeckt die Wiesen; noch weiter oben zeigt sich der Lärchenbaum, endlich erscheint die Birke, die Alpen-Johannisbeere. Zuletzt verschwinden alle Bäume; es zeigt sich die wohlriechende Aurikel, **Primula auricula**, die prachtvolle **Gentiana acaulis** mit ihrer dunkelblauen becherförmigen Blüthe, die Alpenrose (**Rhododendron**). Auch genießt man schon im Steigen schöne Aussichten, am meisten aber in der Region des Schnee's.

Meine Anstalt war durch einige Zöglinge aus Frankfurt, Augsburg, Hamburg, Basel und Genf etwas angewachsen, auch erhielten in ihr einige Söhne von Familien, die in Vevay wohnten, ihren Unterricht, und ich bedurfte daher

mehrerer Lehrer. Ich gab übrigens meinen Zöglingen eine möglichst gute Erziehung; ihre Kost war gesund und reichlich. Körperliche Uebungen, als Klettern, Springen, Laufen, Schwimmen, größere Spaziergänge auf die benachbarten Berge, erhielten sie stets gesund. Ansteckende Krankheiten, Fieber und dergleichen kamen nie vor.

Dabei wurde der Geist anhaltend beschäftigt; doch erst nach vollendetem 12ten Jahre wurden die wesentlichsten Unterrichtsfächer ernstlicher vorgenommen. Bis dahin war die Bildung nur entwickelnd und für die ernsteren Studien vorbereitend. Ich suchte für jedes Fach die tüchtigsten Lehrer anzustellen. Jeden Sommer ward eine größere Reise von 14 Tagen bis 3 Wochen gemacht, entweder in das Berner Oberland, oder nach Chamouny, oder nach dem Wallis.

Zuweilen machten mir indessen meine Zöglinge, wenn ihre Fortschritte meinen Hoffnungen und den Erwartungen der Aeltern nicht entsprachen, oder wenn es mir nicht gelingen wollte, sie von manchen Untugenden und Fehlern zu heilen, große Sorgen. Doch hatte ich an den meisten Zöglingen die Freude, daß sich ihr Charakter nach Wunsch ausbildete. Die meisten waren offen und freimüthig, wahrheitsliebend, kindlichen Gemüths — sie waren sittlich gut und gottesfürchtig, ohne Frömmelei. Es war mein Bestreben, Jeden sich frei nach seiner Individualität entwickeln zu lassen, ohne ihn in eine bestimmte Form zwängen zu wollen. Ich habe viele Erzieher gekannt, welche ihre Zöglinge nach ihrem eigenen Ich, als Vorbild, ziehen wollten oder nach einem idealen Muster, das ihnen oft selbst nicht klar vorschweben mochte. Es fiel ihnen nicht ein, daß manches Kind eine edlere Natur in sich trägt, als sein Erzieher; daß Gott in

manchem ein höheres Wesen schuf, als das Ideal, das sich der befangene Erzieher bildete.

Ich habe zwei Knaben erzogen, in denen ich edlere Anlagen wahrzunehmen glaubte, als mir selbst zu Theil geworden waren. Der Eine ist während seiner Studien auf einer Universität hinübergegangen; ich darf ihn also nennen; es war Adolph Grunelius. — Er war durchaus wahr, theilnehmend, ein treuer Freund — ein entschiedener Feind aller Ungerechtigkeit und Heuchelei — ausdauernd in seinen Arbeiten, und sein Styl versprach dem Luther's gleich zu werden. — Ich tadelte nicht diesen Styl, ich ließ ihn frei sich ausbilden; ich suchte seine entschiedene Abneigung gegen Ungerechtigkeit, auch wenn sie sich noch so derb aussprach, nicht zu mildern — ich hoffte an ihm einst einen Verfechter der Wahrheit, des Rechts und der Tugend zu erziehen. Ich muß noch eines Umstandes erwähnen, der ihn charakterisirt.

Von den Aeltern meiner Zöglinge war ich beauftragt, jeden an seinem Geburtstage mit irgend einem Geschenke zu erfreuen. Ich suchte daher durch andere Zöglinge zu erfahren, was dem Geburtstagskinde die meiste Freude machen würde. Da vernahm ich in Rücksicht auf Adolf Grunelius, daß er für diesen Tag nichts sehnlicher wünsche, als — die Erlaubniß, an dem Unterrichte in der griechischen Sprache Antheil nehmen zu dürfen Gewiß ein seltener Wunsch!

Ich liebte ihn um so mehr, je mehr ich selbst, wenn ich mich, wie ich im gleichen Alter war, mit ihm verglich, verlor. War ich mir nun gleich bewußt, für diese Kinder treulich Alles zu thun, was meine Kräfte und Verhältnisse gestatteten, so quälte mich dennoch oft der Gedanke, daß ich doch die Aeltern nicht ganz ersetzen, auch nicht den wohlthätigen Ein-

fluß auf das Gemüthsleben ausüben könnte, der durch die Wechselwirkungen zwischen Aeltern und Kindern entsteht.

Das Unangenehmste in meinen Verhältnissen war aber die Schwierigkeit, tüchtige Lehrer zu finden und die guten mir zu erhalten; denn ihre Anstellung bei meiner Anstalt war und konnte nicht bleibend sein; ich war also den Unannehmlichkeiten eines häufigen Wechsels ausgesetzt.

Wir lebten übrigens mit einigen Familien Vevay's in freundschaftlichen Verhältnissen. In der Nähe von Vevay, zu Veytaux, zwischen Montreux und Chillon am Genfer-See, wohnte ein vormaliger Prediger, ein Mann von seltener wissenschaftlicher Bildung, den ich öfters besuchte, und eben so lebte ich mit einem andern, durch sein ächt apostolisches Leben ausgezeichneten Prediger in vertrauter Freundschaft. Also hatte ich alle Ursache, mit meinen Verhältnissen zufrieden zu sein.

Im November desselben Jahres (1811) ereignete sich eine Begebenheit, die hier einer Erwähnung verdient. Mir träumte in einer Nacht, daß ich von meinem jüngsten Schwager *) einen Brief mit dem Postzeichen Angermünde erhielt, worüber ich mich sehr wunderte, da er mir, wenn ich gleich seit 5 Jahren mit seiner Schwester verheirathet war, noch niemals geschrieben hatte. — Er meldete mir den in Folge eines unglücklichen Falles nahe bevorstehenden unvermeidlichen Tod meines Schwiegervaters, zugleich, daß ich eine gerichtliche Vollmacht senden sollte und daß er im nächsten Jahr uns mit seiner Schwester besuchen würde.

Als ich erwachte, stand der Brief noch lebhaft vor meiner Seele. Ich überlegte: ob ich den Traum meiner Frau

*) Dies war der als Naturforscher berühmte Leop. von Buch.

mittheilen sollte oder nicht? und entschied mich für das Erstere, um sie vorzubereiten, wenn der Traum in Erfüllung gehen sollte. Etwa 10 oder 11 Tage darauf kam der geträumte Brief wirklich an — sein Inhalt war derselbe und ich konnte berechnen, daß er in der Nacht geschrieben sein mußte, da ich den Traum hatte. —

Sollten wohl Gedanken selbst in dieser — ja in jeder Ferne mitgetheilt werden können, wenn der Mittheilende sich im Geiste lebhaft zu dem hindenkt, dem er eine Mittheilung machen will, und wenn der Letztere gerade in einem Zustande der Ruhe sich befindet, so daß nichts das Empfangen oder Vernehmen einer solchen Mittheilung stört? Ich glaube es allerdings.

Mein Schwager kam wirklich mit seiner Schwester im Jahre 1812. Um dieselbe Zeit, im Sommer des Jahres 1812, sagte mir ein Freund, der früher das Aufgeben meiner amtlichen Stellung in Oldenburg sehr gemißbilligt hatte und mich in Vevay besuchte: „Ich habe mich jetzt mit der Bestimmung, die Sie Sich erwählt, ausgesöhnt; Sie lösen Ihre Aufgabe gut; allein bei Ihrer Thätigkeit und Ihren Kenntnissen würden Sie auch eine wichtigere Aufgabe im Staatsdienste glücklich lösen, dem sollten Sie Sich also widmen.“

Ich antwortete ihm: das halte ich selbst für Pflicht, dazu gehöre indessen, daß unser Vaterland frei sei; — so lange es unter dem Joche Napoleons seufze, sei da nichts für mich zu thun. Sollte das einst gebrochen werden, wie ich hoffe, so würde ich selbst bemüht sein, einen angemessenen Wirkungskreis im Fache der Erziehung in Deutschland zu finden.

Sechster Abschnitt.

Beschluß, in preußische Staatsdienste zu treten.

Im Jahre 1813 erfolgten die Siege der Verbündeten, die Schlacht bei Leipzig, die Flucht Napoleon's über den Rhein; zu Anfang des Jahres 1814 der Uebergang der Verbündeten über diesen Strom. Jetzt hatte für Deutschland die Stunde der Befreiung geschlagen und — wie ich hoffte — die Stunde der Wiedergeburt. Jetzt dachte ich darauf, einen Wirkungskreis im deutschen Vaterlande zu suchen.

Ein so herrliches Land, wie die Schweiz zu verlassen, einen so freien Wirkungskreis, wo ich nur mir selbst Rechenschaft abzulegen hatte — mich in ein unbekanntes Verhältniß, unter mir ganz fremde Menschen zu wagen, einen Geschäftskreis zu übernehmen, den ich nicht kannte, — war allerdings bedenklich und es kostete mir Mühe, mich dazu zu entschließen. Die Ueberzeugung aber, daß es jetzt an der Zeit sei, für die Volksbildung im deutschen Vaterlande thätig zu sein, überwog jede andere Rücksicht. Miß Remdal, eine sehr gebildete Engländerin, vertraute Freundin der Frau von Staël, die wir in unser Haus aufgenommen, bestärkte mich in dieser Ansicht, und so ward beschlossen, die nöthigen Schritte zu thun.

Ich säumte nicht, Preußen — das sich in diesem Kampfe so herrlich bewährt hatte — meine Dienste für das Fach der Volksbildung anzubieten, da ich aus der Correspondenz des Staatsraths Nicolovius mit Pestalozzi wußte, wie sehr man sich in Preußen für dessen Methode interessirte. Ich schrieb zu Anfange des Jahres 1814 an den Staatsminister von Stein, der damals in Basel war; er wies mich an

den Herrn von Schuckmann, damals Minister des Innern und des Cultus.

Ich erhielt bald eine günstige Antwort und die Zusicherung, sogleich nach dem Frieden eine meinen Wünschen entsprechende Anstellung zu erhalten.

Stets habe ich es im Leben so gehalten, dann, wenn es einen wichtigen Entschluß galt, sorgfältig alles zu prüfen und lange zu überlegen, ehe ich einen Entschluß faßte; war er aber einmal gefaßt, mich durch nichts von der Ausführung abhalten zu lassen — ich hielt mich dann dazu für eben so fest verpflichtet, als hätte ich einem Andern mein Wort gegeben. Ich blieb daher auch dies Mal fest bei dem einmal gefaßten Beschlusse.

Uebrigens muß ich hier noch erwähnen, daß ich sowohl früher in Yverdun, wie nachher in Vevay oft sehr interessante Besuche erhielt. So in Yverdun den Besuch der verwittweten Herzogin von Sachsen-Meiningen mit ihrem Sohne, dem jetzt regierenden Herzog; der Erbprinzen von Oldenburg, von Sachsen-Altenburg, von Schwarzburg-Rudolstadt, des Großkanzlers Beyme, des Herrn von Brenn (später preußischen Ministers des Innern).

In Vevay besuchte mich im December 1811 Professor Carl Ritter mit seinen beiden damaligen Zöglingen Hollweg (später Professor in Bonn) und Sömmering, jetzt Arzt in Frankfurt a. M., auf einige Tage. Sodann Herr **la Harpe**, früher Erzieher des Kaisers Alexander. Auch der geniale Landschaftszeichner Professor Rösel besuchte mich auf längere Zeit. Im Monat Juli 1814 Herr von Blaskow mit seinem Zögling, dem Grafen Fries aus Wien, die im August 1814 mit mir und meinen Zöglingen eine Reise nach dem

Ober-Wallis, über Visp nach Zermatt an dem Fuße des Mont Cervin in der Kette des Mont Rosa machten; von da ging die Reise über den Simplon nach Domo d'Ossola, die Borromäischen Inseln, Bellinzona, Airolo über den Gotthard nach Am-Stäg und Altdorf, sodann über den Vierwaldstädter-See und Alpnach nach Brienz; von da nach Unterseen, Grindelwald, Lauterbrunnen und über den Thuner See und Bern nach Vevay zurück.

In Bern machte ich die Bekanntschaft des Grafen Colloredo-Mansfeld und des Rathsherrn von Zerrleder.

Am 1. September 1814 besuchte uns die Frau Ministerin von Humboldt mit ihren drei Töchtern, und ich begleitete sie auf einer Reise nach Chamouny. (Durch dieselbe erhielt ich nachher über meine Aussichten auf eine Stelle in Preußen zuweilen Nachricht.)

Unterdessen ward mir von Bern aus der Antrag gemacht, die Stelle eines Directors einer neu zu errichtenden höheren Bürgerschule zu übernehmen. Ich war in großer Versuchung, dem Rufe zu folgen, vorzüglich deshalb, weil ich bedeutende Schulden zu berichtigen hatte, die bezahlt werden mußten, ehe ich die Schweiz verließ, und weil mir dann, selbst bei dem Verkaufe aller meiner Mobilien, Bücher, Instrumente und Sammlungen, doch nichts übrig geblieben sein würde zur Bestreitung der Reisekosten, die ich erspart haben würde, wenn ich diesem Rufe folgte. Dennoch blieb ich dem früher gefaßten Entschlusse treu, auf die Vorsehung vertrauend, die immer gut denkende Menschen mir zur Zeit der Noth zur Hülfe gesandt hatte. Auch diesmal sicherten mir ein würdiger Mann in Bern, der Rathsherr v. Zerrleder, den ich nur ein einziges Mal gesehen, eine Dame

in Dresden, die ich nie gesehen hatte und die mich nur dem Namen nach kannte, und Freunde in Preußen die nöthigen Summen zu, auf den Fall meiner Rückkehr nach Deutschland. Nun war ich im Stande, Alles zu bezahlen und die Reisekosten zu bestreiten.

Unterdessen war im März 1815 Napoleon von Elba zurückgekehrt, der Krieg brach auf's Neue aus und meine Hoffnungen schienen zu schwinden oder ihre Erfüllung sich in die Länge zu ziehen. — Ich hatte im Sommer 1814 das herrliche Schloß zu La Tour am Genfer See gemiethet, wo ich mich sehr glücklich fühlte. Ich hatte an dem Professor Briegleb einen sehr thätigen, zuverlässigen Mitarbeiter, ich hatte Zöglinge, die viel versprachen; mir waren mehrere Zöglinge aus Deutschland und England angekündigt, und so war ich mit meiner gegenwärtigen Lage sehr zufrieden und ganz darauf gefaßt, in ihr zu verharren, als endlich Anfangs Mai 1815 ein Schreiben des Ministers eintraf, wodurch ich als Schulrath nach Frankfurt a. O. berufen wurde, mit 1000 Thlr. Gehalt. Nun galt es, aus den bisherigen Verhältnissen zu scheiden. Das Leben im Canton Waadt, zu dem Vevay und La Tour gehören, war sehr angenehm. Salz und fremde Weine waren die einzigen, und zwar nur mäßig besteuerten Gegenstände. Man wußte nichts von Mahl- und Schlacht-, von Klassen- und Kriegssteuern, nichts von Stempelgebühren für Eingaben an die Regierung. Man sah kein Militair, keine Polizei; dennoch war da ein hoher Grad der öffentlichen Sicherheit und man sah keinen Armen oder Nothleidenden. Die Gegend ist herrlich, in einigen Stunden kann man, wie schon oben bemerkt ist, alle Stufen der Vegetation, vom Feigen-

und Granatbaum bis zu dem Schnee, der auch im Sommer nicht ganz schmilzt, also bis zu den herrlichsten Alpenblumen, durchwandern — die ganze Gegend ist ein großartiger Park mit den herrlichsten Aussichten.

Nur mit schwerem Herzen verließ ich daher diese mir so liebe Gegend; allein ein großer, herrlicher Wirkungskreis, gerade der, den ich mir seit Jahren gewünscht, für den ich mich mit Anstrengung und Aufopferung vorbereitet hatte, war mir geboten, und wir sollen ja nicht uns, sondern den Brüdern, der Sache der Menschheit leben! Wohl erwachte in mir der Zweifel, ob ich auch das mir zugedachte Amt gehörig werde verwalten, ob ich mich auch in die Formen einer Regierungs-Behörde würde finden und fügen können? Mit dem festen Vorsatze, einem Staate, der sich in den Tagen der Trübsal so herrlich bewährt hatte, nach allen Kräften nützlich zu sein und zur Heranbildung einer kräftigen Generation mitzuwirken, hoffte ich es. In finanzieller Hinsicht waren die Verhältnisse eben nicht sehr günstig — im 42sten Lebensjahre, Familienvater, als Regierungsrath mit jenem Gehalte, ohne Aussicht auf Beförderung zu einer einträglicheren Stelle, eine neue Laufbahn antreten — das waren keine sonderliche Aussichten.

Doch es ward mir ein großer Wirkungskreis geboten, wo ich des Guten recht viel stiften konnte, unendlich mehr, als wenn ich in der Schweiz blieb. Dies entschied — ich lehnte den Ruf nach Bern ab; ich löste die Verbindung mit den Aeltern meiner Zöglinge auf und schickte mich zur Abreise an. Ich muß hier eines merkwürdigen Kriegs-Ereignisses erwähnen. Es war am 21. Juni 1815, Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr, während ich ganz ruhig

an meinem Schreibtische saß, von dem aus ich den Genfer See und die Gebirge Savoyens übersah, als ich plötzlich von jenem Ufer her Kanonenschüsse vernahm; Alle eilten auf die Straße am Ufer des See's, allein die Entfernung war zu groß, man konnte nicht sehen, was vorging. Spät am Abend erfuhren wir in La Tour, daß die Vorposten der Oesterreicher und Franzosen bei den Felsen von Meillerie ein Gefecht gehabt und daß Erstere gesiegt hatten, sowie, daß sie gegen 60 Verwundete in einem Schiffe bei St. Gingou, gegenüber von La Tour, untergebracht hatten. Die Meinigen vereinigten sich daher mit zwei in Vevay anwesenden Familien, um den Verwundeten Beistand zu bringen. Wir fuhren am Morgen des 23sten über den See und brachten den Verwundeten, die wir in dem Raume eines Schiffes gelagert fanden, Brot, Franzbranntwein, Citronen, Taback, Leinwand und Charpie; an Allem hatte es gefehlt; denn in dieser Gegend von Savoyen war damals große Armuth. Das Regiment Esterhazy fanden wir hier im Bivouac auf Rasen unter Kastanienbäumen. Die Officiere nahmen uns sehr freundlich auf; die Soldaten stachen um einen runden Platz einen Graben aus; dieser Platz diente als Eßtisch; man brachte Schabracken und Pferdedecken herbei, die zum Sitzen ausgebreitet wurden — die Regimentssuppe wurde aufgetragen, wir gaben Braten, Brot, frische Butter und Käse, es wurde die Gesundheit der verbündeten Monarchen getrunken und ein Toast ausgebracht auf das Glück ihrer Waffen. Das herrlichste Wetter begünstigte dieses seltene Fest.

Den 26. September 1815 verließ ich — ich gestehe es, mit schwerem Herzen — meinen schönen Wohnsitz, das Schloß zu La Tour am Genfer See, mit den Meinigen.

Unsere Reise ging über Payerne, wohin Pestalozzi und Joseph Schmidt (der seitdem nach Yverdun zurückgerufen worden war) gekommen waren, um von mir Abschied zu nehmen, nach Bern, wo ich von dem Grafen Colloredo-Mansfeld aus Wien, den ich früher hatte kennen lernen, von dem Rathsherrn von Zerrleder und vom Professor Meißner Abschied nahm; in Buchsee nahm ich von einigen Lehrern Fellenberg's, die mir befreundet waren, Abschied, namentlich von Schübler, Griepenkerl, Leopold, Becker, Kortheim. In Zürich besuchte ich einen mir sehr lieben Freund, den Doctor Ebel, und machte Escher's Bekanntschaft. — Von da ging die Reise über Schaffhausen nach Carlsruhe, wo ich meinen vertrauten Freund, den Hofrath Ladomus, wieder sah. Auch wurde ich hier der verwittweten Großherzogin Stephanie von Baden vorgestellt, die mir einen Findling, für den sie sorgte, zur Erziehung übergeben hatte; sodann ging die Reise über Meiningen, wo ich einige Tage bei meinen Geschwistern verweilte, nach Berlin. Hier stattete ich die nöthigen Besuche ab bei dem Staatsminister von Schuckmann, den Staatsräthen Nicolovius und Süvern und fand eine sehr wohlwollende Aufnahme. Weil ich mir in Frankfurt erst eine Wohnung suchen mußte, so sandte ich meine Familie von Berlin aus zu dem Bruder meiner Frau, nach Stolpe an der Oder.

Siebenter Abschnitt.

Amtliche Wirksamkeit als Schulrath zu Frankfurt a. O.

Am 4. December 1815 kam ich in Frankfurt an; ich meldete mich sogleich bei dem damaligen Präsidenten der zweiten Abtheilung, der mich jedoch auf eine eigenthümliche Art aufnahm; er sagte mir nämlich: „Was wollen Sie hier? Sie gehören nicht hierher, sondern nach Berlin.“

Meine Versicherung, daß ich von Berlin käme und vom Minister angewiesen sei, hier das Amt eines Regierungs- und Schulraths zu verwalten, also in der Abtheilung, der er vorstehe, änderte nichts in seiner Ansicht. — Indessen wurde ich am 6. December eingeführt. Mein Vorgänger hatte zuletzt in vielen Sachen gar nicht verfügt, hatte sie liegen lassen; ich fand also ziemlich viel Arbeit vor, und gleich am ersten Tage hatte ich über dreißig Sachen vorzutragen; ich, der ich noch nie mündlich vorgetragen hatte, denn in den Justiz-Collegien, in denen ich 14 Jahre lang gearbeitet hatte, wurde Alles schriftlich verhandelt. Indessen fand ich mich bald in die Sache, da diese Arbeiten ganz meinen Wünschen entsprachen und ich ein weites Feld nützlicher Thätigkeit vor mir sah. Jedoch hatte ich mit einer großen Schwierigkeit in ökonomischer Hinsicht zu kämpfen; ich konnte nämlich schlechterdings keine passende Wohnung finden. Außer meinen 3 Kindern hatte ich noch einen jungen Mann zur Aufsicht über meine Söhne aus der Schweiz mitgebracht, welcher nebenher noch die Erziehung zweier Knaben übernommen hatte. Alle größeren Wohnungen wurden während der Meßzeit zum Theil geräumt für Meßfremde. Es blieb mir nichts übrig, als in einem Fabrik-Gebäude der Damm-

Vorstadt, jenseits der Brücke, das dritte Stockwerk und ein Nebengebäude nebst dem Garten zu miethen und ersteres auf meine Kosten zu Wohnungen für mich und meine Familie einzurichten. Ein alter, treuer Freund, den ich zufällig in dem Hause des Präsidenten von der Reck antraf, gab mir die dazu nöthigen Gelder, und so begann der Bau am 1. Januar 1816; bis zur Vollendung des Baues mußten wir uns in dem Nebengebäude nothdürftig einrichten.

Ich hatte viel Gutes gehört von dem Superintendenten Neumann zu Lossow, eine halbe Meile von Frankfurt, insbesondere, daß die Schulen seines Sprengels sich auszeichneten und daß er gute Lehrer bilde. Ich besuchte ihn und seine Schule also bald. Der Cantor daselbst war ein bescheidener, treuer und dabei wohl unterrichteter Lehrer; aber mit der Behandlung des Unterrichts im Rechnen und in der Formenlehre war ich nicht zufrieden. Als ich ihn nach den Gründen seines Verfahrens bei der **Regel de Tri** fragte, wußte er keine anzugeben — die Regel war ihm einziger Grund. Ich suchte ihm nun die Gründe des gewöhnlichen Verfahrens zu erklären, und wir kamen überein, daß er, wie die Schulamts-Präparanden und mehrere Schullehrer in der Nähe, wöchentlich zwei Mal Nachmittags zu mir kommen sollten, damit ich ihnen eine vollständige Anleitung zur Behandlung des Unterrichts im Rechnen geben könne. Dies ward sogleich ausgeführt. Es versammelten sich schon im Monat December gegen 16 Schullehrer zwei Mal wöchentlich Nachmittags bei mir, und ich eröffnete den Unterricht mit einer kleinen Anrede. Alle waren sehr aufmerksam; allein ob ich mir gleich viele Mühe gab, ihnen Alles recht deutlich zu machen und nicht eher weiter ging, bis der Schwächste Alles gehörig

begriffen hatte, so mußte ich doch öfters bei der folgenden Unterrichts-Stunde bemerken, daß noch nicht Alle die Sache klar aufgefaßt hatten, ich mußte also den Stoff von allen Seiten beleuchten und recht anschaulich machen, damit er gehörig aufgefaßt werde und sich unvergeßlich einpräge. Dadurch bekam das Werk, das ich später über den Unterricht im Rechnen herausgab, einen ziemlichen Grad der Faßlichkeit. Einer meiner Schüler hatte so ausgezeichnete geistige Anlagen, daß ich ihn noch in besonderen Stunden unterrichtete. Ich nahm mich seiner ganz vorzüglich an, ließ ihn in den alten Sprachen unterrichten, nahm ihn später zu mir in's Haus, ließ ihn das Gymnasium besuchen und unterstützte ihn auf der Universität; er ward ein ausgezeichneter Lehrer, starb aber noch jung, als Conrector am Gymnasio zu Cottbus. — Gleich nach den ersten Stunden erklärten mir sämmtliche Anwesende, daß ihnen mein Unterricht nichts helfen würde, wenn ich ihnen nicht das Wesentliche jedes Mal schriftlich verfaßt mit nach Hause geben wolle; ich sah mich nun genöthigt, den Stoff jeder Lection zuvor schriftlich auszuarbeiten, und so entstand der „Leitfaden zum Unterricht im Rechnen," der im Jahre 1816 erschien.

Am 25. Mai 1816 trat ich die erste Reise als Schulrath an; sie ging zuerst nach Züllichau. Hier war ein von dem Nadler Steinbart vor beinahe hundert Jahren gegründetes Waisenhaus, das meine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nahm. Der erste Stifter hatte ganz arme, verwaiste Kinder aufgenommen, zweckmäßig erziehen und unterrichten lassen; nachher hatte man auch Pensionäre gegen Bezahlung aufgenommen, und so war im Verlaufe der Zeit aus dem Waisenhause ein Pädagogium entstanden, wo ver-

waiste junge Leute einen Gymnasial-Unterricht bis zum Abgange auf die Universität erhielten; sie zahlten eine größere oder geringere Vergütigung und speisten auch an vier, der Güte der Speisen nach verschiedenen Tischen. Diese Einrichtung wollte mir nicht gefallen.

Damals dachte ich noch nicht daran, selbst eine Waisen-Versorgungs-Anstalt zu gründen; allein als ich später damit umging, nahm ich mir vor, die Einrichtung so zu treffen, daß kein Unterschied unter den Zöglingen hinsichtlich der Speisung Statt finde, daß nur Waisen, d. h. Söhne, deren Väter gestorben waren, erzogen und nur in außerordentlichen Fällen vaterlose Waisen gegen Bezahlung aufgenommen würden. — Es war mit dem Pädagogium auch ein Schullehrer-Seminar verbunden — eine Verbindung, die ich schon damals als unzweckmäßig erkannte und die daher auch bald aufgehoben wurde. Einen sehr würdigen Geistlichen lernte ich in der Person des Superintendenten Wegener kennen.

Von Züllichau ging die Reise nach der Lausitz, wo vor mir, da sie zu den neu erworbenen Landestheilen gehörte, noch nie ein Schulrath gewesen war, zuerst nach Sorau. Nachdem ich das Gymnasium und die anderen Schulen besucht, hatte ich sofort wieder abreisen wollen. Da sagte mir der Landrath Keck von Schwarzbach: „Wenn es irgend möglich, so möge ich noch einen Tag verweilen; es hätten nämlich einige Schullehrer der Diöcese Sorau schon längst den Plan, eine Wittwenkasse zu errichten; allein einer ihrer Vorgesetzten (der seitdem verstorbene Superintendent Jurka) sei dagegen; würde ich aber, als Schulrath, die Sache einleiten, so werde dieses Hinderniß beseitigt werden."

Ich entschloß mich daher, zu bleiben; es wurden Boten ausgesandt an die Schullehrer, und sie kamen am folgenden Tage zusammen. Der Cantor Hesse in Rheinswalde hatte die Statuten entworfen; sie wurden von mir geprüft und mit einigen Abänderungen genehmigt, von dem anwesenden Superintendenten Jurka und sämmtlichen Schullehrern der Diöcese gebilligt, auch später von der Königlichen Regierung in Frankfurt bestätigt. Ich machte dabei den Vorschlag, ähnliche Institute für alle Diöcesen des Frankfurter Regierungs-Bezirks nach gleichen Grundsätzen zu bilden; ich bestimmte dazu als Grund-Capital den Ertrag des von mir herauszugebenden „Leitfadens zum Unterrichte im Rechnen." Ich hatte auf diese Weise die Genugthuung, ein Capital von 200 Thalern diesem Zwecke widmen zu können, die Statuten erhielten die Königliche Genehmigung, die Institute selbst einige Begünstigungen, als Collecten 2c., und so sah ich zu meiner innigsten Freude die Wittwen und Waisen einer großen Anzahl von Schullehrern meines Verwaltungs-Bezirks glücklich versorgt. *)

Im Jahre 1818 veranlaßte ich dieselbe Einrichtung, ebenfalls durch Einzahlung eines Capitals von 200 Thlrn.,

---

*) Die Familie des Verfassers bewahrt noch als ehrenwerthes Zeugniß der Dankbarkeit einen gläsernen Pokal, welchen die Lehrer dem Stifter ihrer Wittwenkasse überreichten. Derselbe enthält auf der Vorderseite die Inschrift: „Dem Königlich Preußischen Regierungs- und Schulrath W. von Türk, dem Versorger der Wittwen und Waisen, widmen diesen Pokal aus Dankbarkeit die Schullehrer der Diöcese Kyritz." Auf der Rückseite stehen die Worte der Schrift Jac. 1, 27: Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der, die Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal besuchen.

für den Potsdamer Regierungs-Bezirk. Es fragte sich hier übrigens, ob jede Diöcese ihre eigene, besondere Kasse haben und selbst verwalten, oder ob alle nur eine gemeinschaftliche Kasse, letztere unter der Leitung der Regierung, bilden sollten? Ich entschied mich für die erstere Einrichtung, weil dann die Mitglieder und selbst die Stadt- und Landgemeinden ein lebhafteres Interesse für das Gedeihen des Fonds haben würden. Als ich später die Schullehrer-Wittwenkasse für den Potsdamer Regierungs-Bezirk einrichtete, entschied die Regierung zu Potsdam für die letztere Einrichtung. Indessen hat die Erfahrung seitdem für die erstere entschieden; denn während die Pension der Schullehrer-Wittwen des Potsdamer Regierungs-Bezirks nach 24jährigem Bestehen nur 12 Thaler beträgt, erhalten im Frankfurter Regierungs-Bezirk die Wittwen von den meisten Diöcesen jährlich 25 Thaler; in einer einzigen erhalten sie noch nur 12 Thaler, in allen anderen zwischen 12 und 20 Thaler. Seitdem sind fast in allen Regierungs-Bezirken dergleichen Kassen eingerichtet worden.

Meine oben erwähnte Reise ging von Sorau über Spremberg und Cottbus nach Luckau. Hier stellte man mir die Zöglinge des dortigen Waisenhauses vor, die aber einen sehr traurigen Eindruck auf mich machten; sie hatten Alle ein blasses, ungesundes Aussehen; bei näherer Erkundigung erfuhr ich, daß ihre Arbeitskräfte für die Zeit, die nicht dem Schul-Unterrichte angehörte, einem Kaufmann zum Zweck des Federschleißens in Entreprise gegeben waren; sie wurden aus derselben Küche, wie die Züchtlinge, gespeist. (Diese Waisen-Versorgungs-Anstalt wurde später nach Neu-Zelle verlegt.) — Mein Weg führte sodann nach Lübben, wo ich

bei dem Präsidenten von Manteuffel und dem Superintendenten (nachherigen Ober-Consistorialrath) Brescius eine sehr freundliche Aufnahme fand. Ich hatte den Auftrag, die Aufhebung des Gymnasii einzuleiten (denn da waren in einem Umkreise einiger Meilen vier Gymnasien), was auch erfolgte. Mein Weg führte sodann nach Cottbus.

Hier fand ich in einer Töchterschule, die von 300 Mädchen besucht wurde, einen ausgezeichneten Lehrer, Kopf, der später auf meinen Vorschlag zum Inspector der so wohlthätigen Rettungs-Anstalt für sittlich verwahrlosete Kinder vor dem Halleschen Thore bei Berlin ernannt wurde. In Guben lernte ich den damaligen Conrector des Gymnasii, Poppo, kennen, der noch in demselben Jahre auf meinen Antrag zum Conrector des Gymnasii zu Frankfurt a. O. berufen und bald nachher zum Director desselben befördert wurde. Ich kehrte sodann über das Kloster Neu-Zelle, welches später aufgehoben und wohin das Schullehrer-Seminar von Züllichau und das Waisenhaus von Luckau verlegt wurden, nach Frankfurt zurück. In demselben Sommer veranstaltete ich auch die Einrichtung einer Turnanstalt für Frankfurt.

Nach der Verfügung des Ministerii des Cultus versammelten sich zu Anfang des Monats September 1816 gegen 70 Superintendenten, Schul-Inspectoren und Schullehrer, denen ich während zweier Wochen Vorlesungen über die zweckmäßige Behandlung des Elementar-Unterrichts in den Volksschulen, hauptsächlich mit Rücksicht auf Pestalozzi's Methode, hielt. Diese Gegenstände wurden stets nach beendigtem Vortrage von den Anwesenden noch ausführlich besprochen.

Bei dieser Gelegenheit lernte ich viele treffliche Männer aus dem Frankfurter, Potsdamer und Magdeburger Regie-

rungsbezirk kennen, was mir für das Gedeihen meines Wirkens unendlich wichtig war — auch lernten sie sich unter einander kennen, vorzüglich die aus der Lausitz und den altpreußischen Provinzen, und gewiß wirkte diese gegenseitige Annäherung und Anerkennung sehr wohlthätig.

Achter Abschnitt.

Versetzung von Frankfurt a. O. nach Potsdam.

Um diese Zeit machte man mir den Vorschlag, in gleichen Verhältnissen, als Schulrath, zu der Potsdamer Regierung überzugehen, an deren Spitze einer meiner vertrautesten Freunde, der nachherige Ober-Präsident von Bassewitz, stand. — Eigentlich hatte ich Unrecht, diesem Rathe zu folgen; Alles war mir in Frankfurt mit Vertrauen und Liebe entgegengekommen; ich lebte dort in freundschaftlichen Verhältnissen und hatte eine geräumige, bequeme Wohnung mit einem großen Garten. In Potsdam mußte ich mir erst wieder Freunde erwerben. Indessen überwog die Hoffnung, durch öftere Anwesenheit in Berlin auf die Leitung des Volks-Unterrichts — den ich als den Zweck meines Lebens ansah — im Allgemeinen mehr Einfluß zu gewinnen, jede andere Rücksicht, und ich folgte diesem Rufe.

Ich habe mir später Vorwürfe darüber gemacht, jedoch würden wahrscheinlich das Civil-Waisenhaus in Potsdam und andere milde Stiftungen nicht errichtet worden sein, wäre ich in Frankfurt geblieben, und doch war die Errich-

tung dieser Anstalten wichtig — also hatte eine höhere Hand wohl meinen Entschluß weislich so geleitet. Ostern 1817 zog ich von Frankfurt nach Potsdam.

Nur darin, daß der Präsident mein persönlicher Freund war und mich bei den milden Stiftungen, die ich gründete, kräftig unterstützte und umsichtig leitete, hatte ich bei diesem Tausche gewonnen — in jeder anderen Hinsicht verlor ich, hauptsächlich was die Gesundheit der Lage des Orts und die Wohnung betraf.

Als ich zu Anfang des Jahres 1817 mein Amt als Schulrath in Potsdam antrat, war mein Wirkungskreis ein sehr ausgedehnter. Damals gehörte noch die Aufsicht über die Gymnasien, über das Schullehrer-Seminar, über alle öffentlichen und Privatschulen im Potsdamer Regierungs-Bezirk, über alle Waisenhäuser zu diesem Wirkungskreise; dabei hatte der Schulrath die Verpflichtung, die Schulen in diesem Bezirke, der damals 343 Quadrat-Meilen umfaßte, fleißig zu bereisen. Die Aufhebung des bisherigen Schullehrer-Seminars zu Berlin und die Errichtung eines solchen in Potsdam war mein erstes Geschäft. Schon im Winter 1816—17 wurde mir von Seiten der Regierung zu Potsdam der Auftrag, einen vollständigen Plan zur Einrichtung des Schullehrer-Seminars auszuarbeiten. Diese Aufgabe war mir eine sehr erfreuliche; mein Plan erhielt den Beifall des Ministerii und wurde bei Errichtung der Seminarien zu Potsdam und zu Neu-Zelle zum Grunde gelegt. Es wurde mir auch aufgegeben, für die drei, bei dem Seminar anzustellenden Lehrer geeignete Männer in Vorschlag zu bringen. Diese Wahl, vorzüglich die des ersten Lehrers, der das Ganze leiten sollte, war indessen sehr schwierig, weil

von dieser Wahl das Gedeihen der Anstalt abhing. Ich wollte zuerst einen Geistlichen dazu in Vorschlag bringen; allein alle dahin zielenden Unterhandlungen scheiterten. Endlich gelang es mir, in der Person des Herrn Klöden, damals Lehrer an Plamann's Privat-Erziehungs-Anstalt in Berlin, den rechten Mann zu finden. Gründliche, umfassende Kenntnisse in den wichtigsten Fächern des Seminar-Unterrichts, ein redlicher Charakter, Anspruchlosigkeit, verbunden mit der gehörigen Umsicht, zeichneten ihn vortheilhaft aus.

Ehe ich indessen mir erlaubte, auf seine Berufung anzutragen, veranlaßte ich ihn, um ihn genauer kennen zu lernen, ein Paar Tage in meinem Hause zu verleben, um meine Mineralien-Sammlung mir ordnen zu helfen. Ich überzeugte mich hierbei, daß er der rechte Mann für diese Stelle sei, und brachte ihn daher in Vorschlag. Der Erfolg zeigte, daß seine Wahl eine glückliche gewesen war. Für die zweite Lehrerstelle schlug ich den Candidaten der Theologie, Herrn Runge, vor, der eben von einer Reise zu Pestalozzi zurückgekehrt war. Auch diese Wahl bewährte sich. (Herr Runge wurde später als Seminar-Director zu Cöslin und dann als Regierungs- und Schulrath in Bromberg angestellt.) Für den Unterricht im Gesang und im Orgelspielen brachte ich Herrn Schärtlich, damals Lehrer an dem Militair-Waisenhause zu Annaburg, einen Schüler Dinter's, in Vorschlag, dessen Leistungen auch den Erwartungen vollkommen entsprachen.

Am 17. October 1817 wurde das Schullehrer-Seminar mit 60 Seminaristen eröffnet, leider aber nicht in dem Dorfe Bornstädt, wie ich vorgeschlagen hatte, weil keine Fonds zum Ausbau eines dort befindlichen Magazin-Gebäudes hatten

bewilligt werden können, sondern in einem vormaligen Fabrik-Gebäude ohne Garten in der Stadt Potsdam.

Mein Vorgänger im Amte, der Ober-Consistorialrath Natorp (später in Münster), hatte in Potsdam eine Schule unter dem Namen der höheren Bürgerschule eingerichtet und mit drei Lehrern besetzt, wovon der erste Lehrer 660, der zweite 550, der dritte 440 Thaler Gehalt bezogen hatten, und hatte gehofft, diese Gehalte durch das Schulgeld zu decken; allein die Frequenz war unzureichend und es hatten daher von Seiten der Königlichen Regierung immer Zuschüsse bewilligt werden müssen. Als ich mein Amt antrat, war der erste Lehrer Bernhard (später Schulrath zu Stettin) auf einer pädagogischen Reise begriffen, von der er nicht zu seinem Amte zurückkehrte; der zweite Lehrer war an das Gymnasium versetzt worden; nur den dritten Lehrer Marsch fand ich noch vor. Die Unterrichtsstunden der fehlenden Lehrer wurden von dem Prediger Hanstein und zwei Schulamts-Präparanden, die später als Schüler in das Seminar eintraten, besorgt — die Zahl der Schüler und Schülerinnen war auf 30 gesunken. So konnte der Zustand nicht bleiben.

Der Magistrat hatte damals das Patronat dieser Schule. Demselben wurde die Alternative gestellt, ob er die nöthigen Zuschüsse, um diese Schule gehörig einzurichten, bewilligen oder dem Patronate entsagen wolle? Er wählte das Letztere. Nun ward mir der Auftrag, für einen tüchtigen Rector zu sorgen. Um einen solchen zu finden, reiste ich nach Annaburg und fand in der Person des Lehrers Löffler am dortigen Militair-Waisenhause, auch ein Schüler Dinter's, den Mann, den ich suchte. Unter seiner Leitung hob sich die Schule immer mehr; sie wurde in ein Local neben dem

Seminar verlegt und mit für diese Anstalt benutzt. Noch später erhielt sie ein eigenes großes Gebäude unweit der breiten Brücke. Von Jahr zu Jahr war sie angewachsen, und zu Michaelis 1845 waren an ihr 13 Lehrer, 2 Lehrerinnen und eine Hülfslehrerin beschäftigt; sie zählte 322 Schüler und 204 Schülerinnen.

Im Jahre 1821 wurde zu Potsdam eine Baugewerks-Schule, nach Anordnung des Finanz-Ministerii, Abtheilung für Handel, Gewerbe und Bauwesen, errichtet und unter die specielle Aufsicht eines Curatorii, das aus dem Regierungs-Baurath und dem Regierungs- und Schulrath bestand, gestellt. Der Zweck dieser Anstalt war, allen jungen Leuten, welche sich einem Bauhandwerk, d. h. der Maurer-, Zimmer-, Tischler-, Schlosser-, Glaser-, Drechsler-, Steinhauer-, Brunnenmacher-, Töpfer-, Klempner- 2c. Profession widmen, oder welche Mühlenwerk-Verfertiger, Metall- und Stuckatur-Arbeiter, Zimmermaler, Färber, Tuchmacher, Damastweber und dergleichen werden wollten, vor ihrem wirklichen Eintritt in die Lehre diejenige vollendetere Ausbildung zu geben, deren sie bei dem gegenwärtigen Fortschreiten dieser Gewerbe unerläßlich bedürfen. Daher ward in dieser Anstalt gelehrt:

architectonisches und Maschinen-Zeichnen, mit Rücksicht auf Schatten-Construction, Perspective und Steinschnitt, wöchentlich	12 Stunden,
freies Handzeichnen nach Modellen und den besten Vorbildern	8 „
Arithmetik	4 „
Geometrie und Körperlehre	4 „
	28 Stunden.

	Uebertrag	28 Stunden,
Naturlehre	2	„
Naturgeschichte	2	„
Chemie	4	„
Schönschreiben	2	„
	überhaupt wöchentlich	38 Stunden.

Ich hielt es für meine Pflicht, mich dieser Anstalt ganz vorzüglich anzunehmen, da sie für die Bildung derer, die sich den Gewerben widmen wollen, so wesentlich ist und man die Hoffnung hegen durfte, der Stand der Gewerbetreibenden werde sich dadurch heben. *)

Diese Hoffnung ist auch in Erfüllung gegangen; die meisten in dieser und ähnlichen Anstalten, sowie die bei vorzüglichen Leistungen in der höheren Gewerbeschule in Berlin noch weiter ausgebildeten jungen Leute, haben sich durch ihr sittliches Verhalten, sowie durch ihre Leistungen vortheilhaft ausgezeichnet, auch hatten sie bei ihrem Eintritt als Lehrlinge eines Gewerbes, vom Meister und Gesellen sich einer besseren Behandlung zu erfreuen.

Ich hatte von der Königlichen Regierung den Auftrag erhalten, den Zustand des Schulunterrichts in der Schule für Vagabunden-Kinder im Landarmenhause zu Straußberg näher kennen zu lernen. Ich fand daselbst, daß die Kinder außerhalb der Schulstunden sich bei ihren, zur Strafe im Landarmenhause befindlichen Aeltern unbeschäftigt herumtrieben, also in Gefahr waren, zu verwildern. Ich trug daher darauf an, daß ihnen ein abgesondertes Local über-

*) Jetzt ist an Stelle jener Baugewerks-Schule, welche späterhin sich auflöste, eine Provinzial-Gewerbeschule in Potsdam errichtet, welche stark besucht wird.

wiesen und für sie eine eigene Einrichtung getroffen werden möchte, so daß sie nach den Schulstunden im Sommer zu Feld- und Gartenarbeiten, im Winter zu allerhand Handarbeiten angeleitet und darin geübt würden, auch ihren Aeltern nicht eher zurückgegeben werden möchten, bis diese nachweisen könnten, daß sie sich wiederum ordentlich ernährten. Dieser Antrag wurde genehmigt; die Anzahl der Kinder stieg bald auf 100, ihnen wurde in der Person des Cantors Koch ein sehr tüchtiger Lehrer und Erzieher gegeben, der sie auch zu den Arbeiten außer den Schulstunden anleitete. Später war ich öfters Zeuge des Unterrichts und ihrer Beschäftigung im Freien und freute mich der tüchtigen Ausbildung dieser Kinder; auch wurden bald die Knaben von Handwerksmeistern als Lehrlinge, die Mädchen als Dienstmädchen gesucht.

Im Jahre 1825 traten mehrere achtbare Männer in Berlin zusammen und gründeten einen Verein zur Erziehung sittlich verwahrloseter Kinder in einem dazu erbauten Hause vor dem Halleschen Thore bei Berlin, unter Leitung des früher schon erwähnten Inspectors Kopf. Diese Anstalt stand in den ersten Jahren unter meiner speciellen Aufsicht; ich besuchte sie öfters und freute mich der wesentlichen Besserung vieler Knaben, die schon den Weg des Lasters betreten hatten. Bald kam eine ähnliche Anstalt hinzu für Mädchen.

Später war auch in Hamburg eine ähnliche Anstalt unter der Leitung des damaligen Candidaten Wichern errichtet worden*), und auch diese besuchte ich im Auftrage des Herrn Ministers von Altenstein im Jahre 1835. — Es ist

*) Das nachher so berühmte, noch jetzt unter der oberen Leitung des Ober-Consistorialraths Dr. Wichern stehende „rauhe Haus" zu Hamburg.

Pflicht eines preußischen Schulraths, die Schulen seines Wirkungskreises fleißig zu bereisen, um sich an Ort und Stelle von deren Zustande und ihren etwaigen Mängeln zu unterrichten, sodann aber deren Abstellung und die nöthigen Verbesserungen einzuleiten. Ich hielt es dabei übrigens für das Zweckmäßigste, möglichst dahin zu wirken, daß die von mir als nöthig erachteten Verbesserungen auf dem Lande von den Superintendenten, Schul-Inspectoren und Predigern beantragt wurden und in den Städten von den Magisträten mit Zuziehung der Stadtverordneten, so daß es dann als ihr Werk erschien.

Einen wichtigen Auftrag erhielt ich für die vormals sächsische Stadt Jüterbog. Da war ein Gymnasium, an dessen Spitze ein Rector stand, der zugleich Diaconus war, sodann noch zwei Lehrer, ein Tertius und Quartus, alle nur sehr dürftig besoldet. In der Stadt befanden sich nur sehr wenige Knaben, von denen man erwarten konnte, daß sie einst studiren würden, für die Bewohner der Stadt war also ein Gymnasium nicht nöthig; von außerhalb waren bei dieser mangelhaften Ausstattung keine Schüler zu erwarten. Nur durch bedeutende Zuschüsse wäre es möglich gewesen, ein mit tüchtigen Lehrern besetztes Gymnasium einzurichten. Dabei war für den Unterricht der Knaben, die nicht studiren sollten, und aller Mädchen sehr schlecht gesorgt; sie erhielten ihren Unterricht in einigen Küsterschulen. Ich hatte nun den Auftrag, die Aufhebung des Gymnasii, die Errichtung einer höheren Bürger- und einer Töchterschule einzuleiten. Bei meiner ersten Anwesenheit in Jüterbog, im Juli 1817, beschränkte ich mich darauf, die Idee dieser Einrichtung anzuregen, wobei ich von dem derzeitigen Landrath Meuß wesentlich unterstützt wurde. — Am 11. August 1818 legte ich auf dem

Rathhause dem Magistrat den Plan, welcher der Zweck meiner Sendung war, vollständig vor. Die Repräsentanten der Stadt (Stadtverordnete) wünschten zwar die Beibehaltung des Gymnasii, allein sie überzeugten sich doch auch von der Unstatthaftigkeit dieses Wunsches, und ich hatte die Genugthuung, den oben erwähnten Plan zur Ausführung zu bringen.

Am 17. August 1818 kam ich zum ersten Male nach Brandenburg; hier fand ich eine eben so mangelhafte Einrichtung der Schulen, wie sie damals in Berlin war, nämlich alle Knaben, die nicht das Gymnasium oder die höhere Bürgerschule besuchten, und alle Mädchen waren auf Küster- und Privatschulen angewiesen, wo Knaben und Mädchen von 6—14 Jahren zusammen unterrichtet wurden und zum Theil von Lehrern, welche die Elementar-Lehrer-Prüfung nicht würden haben bestehen können. — Hier fand die so nöthige Organisation des Schulwesens große Schwierigkeiten, es mußte eine Töchterschule von mehreren Klassen, Knaben- und Armenschulen, bei denen tüchtige und gehörig besoldete Lehrer anzustellen waren, eingerichtet, die nöthigen Locale und Geldmittel mußten von den städtischen Behörden dazu bewilligt werden. Indessen nahm sich vorzüglich der Prediger Meß, der das Vertrauen der Einwohner genoß, den ich bald zu meinen vertrauten Freunden zählen durfte, der Sache thätig an; auch der Stadtverordneten-Vorsteher Steinbeck unterstützte unsere Bestrebungen, und so gelang es endlich.

Am 4. Juni 1824 wurden 19 Schulklassen zugleich eröffnet; die neuen Lehrer, sowie die Schüler und Schülerinnen, versammelten sich in der Kirche und wurden von da aus durch die Prediger und ihre Lehrer in die neuen Schulzimmer eingeführt. Es war für mich ein erfreulicher und

zugleich rührender Anblick, in der Kirche gegen 600 geschmückte Knaben und Mädchen versammelt zu sehen und Zeuge zu sein, wie sie ihren neuen Lehrern überwiesen wurden und mit diesen nach den wohl eingerichteten Schul-Localen zogen. Ja, dieser Tag war mir ein wahrer Festtag.

Aehnliche Geschäfte hatte ich in Prenzlow, Wriezen, Schwedt, Neustadt-Eberswalde, Charlottenburg und anderen Städten des Regierungs-Bezirks zu besorgen. Bei den Landschulen kam es vorzüglich darauf an, dafür zu sorgen, daß jede Landgemeinde, die noch keine Schule im Orte hatte, sondern ihre Kinder in eine benachbarte, zuweilen wohl eine halbe Meile entfernte Schule schicken mußte, ihre eigene Schule erhalte, und die Lage der Schullehrer möglichst zu verbessern. — Ich werde mich immer mit Vergnügen der Gründung der Schule zu Dippmannsdorf, in der Diöcese Belzig, erinnern. Die Kinder dieser Gemeinde, ungefähr 50 an der Zahl, waren nach dem Pfarrdorfe Lütte eingeschult, das etwas über eine halbe Stunde entfernt war; sie mußten also im Winter diesen weiten, beschwerlichen Weg machen, kamen öfters ganz erfroren oder durchnäßt da an und mußten ihr Mittagbrod mitbringen, weil die Schule erst Nachmittags um 3 Uhr geschlossen wurde. Dabei war das Schulzimmer mit den Kindern beider Gemeinden überfüllt.

Ich erhielt den Auftrag, für diese Tochter-Gemeinde eine eigene Schule einzurichten. Ich ließ daher die Hausväter zusammen kommen und eröffnete ihnen die Absicht der Regierung. Da antworteten sie: sie wären gern bereit, von ihrer Seite nach Möglichkeit dazu beizutragen; allein die vormalige Regierung des Königreichs Sachsen habe acht Jahre lang ihnen dazu Hoffnung gemacht; es habe ihnen

schon viele Kosten verursacht, allein es sei nie zu Stande gekommen, sie besorgten nur neue Kosten. Ich konnte sie darüber beruhigen und ihnen die Zusicherung geben, daß diese Einrichtung an sich ohne alle Kosten für sie werde bewirkt werden. Da waren sie hoch erfreut, sorgten für ein geräumiges Schulhaus, und schon im nächsten Winter waren ihre Kinder der beschwerlichen Wanderung nach Lütte überhoben.

Im Sommer 1829 erhielt ich von der Königlichen Regierung den Auftrag, das Schulwesen der Stadt Zehdenick, über dessen mangelhaften Zustand sich der dortige Magistrat beschwert hatte, zu ordnen. — Die Schuld lag hauptsächlich an der gänzlichen Untauglichkeit des Rectors der Schule. Es gelang mir, dessen Ausscheiden zu bewirken und dem Schulwesen eine bessere Einrichtung zu geben. *)

Eine allgemeine, durchgreifende Verbesserung des Dienst-Einkommens der Landschullehrer war nothwendig, aber nur im gesetzlichen Wege möglich. Es wurde daher von Seiten

*) Bald darauf erhielt der Verfasser von einem der dortigen Prediger ein sehr herzliches Danksagungs-Schreiben. Seine Antwort mag hier eine Stelle finden. Er schreibt unter dem 19. September 1829: „Der Jüngling lebt mehr für den Augenblick und macht sich nicht leicht einen festen Lebensplan; der Mann faßt in der Regel den einmal erwählten Beruf in's Auge und verfolgt sein Ziel. Oft fühlt er, daß dieser Beruf nicht der rechte ist, daß es einen sicherern giebt; allein Verhältnisse fesseln ihn, und so verweilt er, unbehaglich, oft mit sich und der Welt unzufrieden, in der einmal betretenen Bahn, hoffnungs- und freudenlos. — Wie soll ich der Vorsehung wohl genug danken, die mir, als ich Criminalrichter, Appellations-Richter, zugleich aber Hofmann war, meine Zeit zwischen traurigen juristischen Arbeiten und dem Hofe theilen mußte, den Muth gab, diese Fesseln meines besseren Selbst zu zerbrechen, dem Drange meines Herzens zu folgen, mich ganz der Kinderwelt und dem Erziehungsfache zu widmen!

des Ministerii der Entwurf eines Schulgesetzes für den preußischen Staat ausgearbeitet und allen Regierungen zum Gutachten und mit dem Auftrage mitgetheilt, diejenigen besonderen Bestimmungen, die sie für ihre Provinz für zweckmäßig erachteten, in Vorschlag zu bringen. Für die Provinz Brandenburg waren mit diesem Geschäfte beauftragt: für Berlin die Consistorial-Räthe Bernhardi und Nolte, für den Frankfurter Regierungs-Bezirk die Consistorialräthe Brescius und Ule, für den Potsdamer Regierungs-Bezirk der Regierungs-Director von Brenn, der Regierungsrath

---

Eine neue, schönere Welt ist mir seitdem aufgegangen, und ich bin, was gewiß Wenige mit Wahrheit sagen können, vollkommen glücklich. Wohin sich meine Schritte lenken, stets ist es mir vergönnt, Gutes zu wirken. Fahre ich ein in eine Stadt, sehe ich die muntere Jugend auf den Straßen spielen oder der Schule zueilen, so kann und darf ich mir sagen: Auch ich habe redlich beigetragen, daß diese Jugend jetzt glücklicher ist, daß ihr Geist und Gemüth besser ausgebildet wird, daß sie reifer werden für das himmlische Reich.

Alles kommt mir freundlich entgegen, und war auch anfänglich vielleicht noch in mancher Brust Mißtrauen und Abneigung gegen das Bessere, bald vereinigt uns der gute Zweck, der meine Schritte leitet. Wie unendlich froher finde ich mich jetzt an dem gastlichen Tische eines würdigen Seelsorgers, im Kreise der Seinen, als vormals an den königlichen und fürstlichen Tafeln! Wie viel zufriedener im Kreise der Väter einer Stadt, als in den glänzendsten Prunkgesellschaften! Wie oft wird mir die Freude, diesen und jenen Jüngling oder Mann auf den Weg zu seinem Glücke gebracht zu haben!

Dies, mein verehrter Freund, in Antwort auf Ihren geehrten Brief nach meiner Abreise aus Zehdenick. Diese Antwort schließt Ihnen mein Inneres auf, und Sie werden mir dann gewiß glauben, daß mir Ihr Brief sehr erfreulich war. Theilen Sie diese Zeilen denen mit, die mir dort wohlwollen! Gewiß werde ich die Zehdenicker Angelegenheiten im Auge behalten."

Weil und ich. Mein Vorschlag ging im Wesentlichen dahin: Es soll jede Landschullehrer-Stelle mit einer Dienstwohnung nebst Keller- und Scheunengelaß, einem Garten zunächst am Hause, mit Acker und Wiese und dem zur Heizung des Schulzimmers erforderlichen Feuerungs-Material ausgestattet und das Minimum des Dienst-Einkommens, mit Anrechnung des Ertrages der Grundstücke, auf 100 Thaler festgesetzt werden. Was die Art und Weise, die Dotation der Schulen zu bewirken, betrifft, so solle das bisherige Dienst-Einkommen ermittelt und das Fehlende auf gleiche Weise, wie die Klassensteuer, auf die Familienväter vertheilt werden; bei den Landgütern aber, wo z. B. der Gutsherr oder das Domainenamt mehrere Tagelöhner-Familien zur Betreibung der Wirthschaft bedarf, müßte von diesen, nach Verhältniß des Grundbesitzes, zur Dotation beigetragen werden, und nur da, wo die Dotation auf diese Weise gar nicht oder nicht hinreichend zu bewerkstelligen sei, der Staat zutreten. Ich betrachtete nämlich die Fürsorge für den nöthigen Schul-Unterricht als eine auf dem Grund und Boden haftende Verbindlichkeit. — Die Commissarien versammelten sich in Berlin in den Tagen vom 13—23. December 1819.

Allein meine Hoffnung, die Lage der Landschullehrer auf diese Weise wesentlich verbessert und sicher gestellt zu sehen, ging nicht in Erfüllung. Der damalige Ober-Präsident der Provinz Brandenburg, Herr von Heydebreck, erklärte diese Vorschläge für unzuläßig, indem er der Meinung war, daß die Gutsbesitzer im Allgemeinen in keiner besonderen Lage seien und durch ein solches Gesetz zu sehr belastet werden würden. Es kam zu keiner Uebereinstimmung, und die Entwürfe zum Schulgesetz wurden bei Seite gelegt.

Am 7. September 1831, wo in Potsdam die Cholera ausbrach, überfiel auch mich eine schwere Krankheit. Erst nach zwei Monaten konnte ich meinen Geschäften wieder vorstehen Indessen hatte meine Gesundheit dadurch sehr gelitten, so daß mir die Bereisung der Schulen sehr lästig wurde. Zugleich hatten sich durch die Errichtung des Civil-Waisenhauses und der Waisen-Versorgungs-Anstalt zu Klein-Glienicke, durch die Bestrebungen für das Wiederaufleben des Seidenbaues, der bald sich sehr weit verbreitete, meine außerordentlichen Geschäfte so sehr vermehrt, daß meine Zeit und meine Kräfte nicht mehr zur gehörigen Verwaltung meines Amtes ausreichten. Mein Amt als Schulrath konnte durch einen Anderen verwaltet werden; meine Geschäfte als Vorsteher der beiden Waisen-Versorgungs-Anstalten, die Leitung der Seidenbau-Sachen, würde nicht leicht ein Anderer mit demselben Erfolge besorgt haben; ich sah mich daher genöthigt, um meine Entlassung zu bitten; sie ward mir unter dem 16. Mai 1833 bewilligt, und zwar mit Beibehaltung meines vollen Gehaltes — eine große Wohlthat, die ich dankbar erkannte, aber auch fortdauernd bestrebt war, nach allen meinen Kräften dem Staate zu nützen.

Bei dieser Gelegenheit muß ich noch ein Ereigniß aus der Zeit meiner amtlichen Wirksamkeit nachholen, für welches ich bisher noch keine passende Stelle gefunden hatte.

Zum Ordensfeste im Jahre 1823 erhielt ich nämlich durch Cabinets-Ordre vom 16. Januar den rothen Adler-Orden dritter Klasse, welchem im Jahre 1833 die Cabinets-Ordre vom 18. Januar die Schleife hinzufügte. So wenig Werth ich nun im Allgemeinen auf eine solche äußere Auszeichnung legte, so war mir doch die Ertheilung dieses Or-

dens unendlich lieb und werth. Ich wußte nämlich, daß der verstorbene König bis dahin eine unvortheilhafte Meinung von mir gehabt hatte; böswillige Menschen hatten ihm mich als einen Demagogen vorgestellt. Die Ertheilung des Ordens war mir ein Beweis, daß der König eine andere, bessere Meinung von mir gewonnen hatte. Ich verdankte dies vorzüglich oder wohl allein der Bemühung meines Freundes, des würdigen Bischofs Eylert. Der König hatte mich öfters mit ihm spazieren gehen sehen, hatte ihn dann einmal nach mir in einer unfreundlichen, dem Bischof deshalb sehr auffallenden Weise gefragt. Letzterer erfuhr auf deshalb an den Obersten von Witzleben gerichtete Frage, daß der König mich für einen Demagogen halte. Beide eilten darauf zum Könige, und der Bischof eröffnete ihm, daß ich nichts weniger, als ein Demagoge sei, sondern mit Treue und Redlichkeit gegen König und Vaterland meine Pflichten als Beamter und Unterthan zu erfüllen suche. Diese Worte wirkten Ueberzeugung bei dem Könige; es war bei dem bald eintretenden nächsten Ordensfeste, daß ich den rothen Adler-Orden erhielt. Auch blieb mir der König von da an stets gnädig gesinnt und hat mir wiederholt Beweise davon gegeben, wie sie im Laufe meiner Lebensbeschreibung noch öfters werden erwähnt werden.

Vom Herzog von Sachsen-Meiningen erhielt ich im Jahre 1833 eine sehr ehrenvolle Einladung, mit demselben hinsichtlich der Erziehung des Erbprinzen Rücksprache zu nehmen. Ich reiste den 21. Juli ab. Der Plan, den ich empfahl, ward gebilligt und angenommen. Ich hatte die Freude, noch einmal meine Geschwister und ihre Kinder wiederzusehen. Im Frühjahr 1834 erhielt ich eine zweite Einladung von

dem Herzoge von Meiningen und reiste am 10. Mai 1834 mit meinem Sohne und meiner Tochter dahin ab. Eine bessere Einrichtung des Seminars, Errichtung einer Gewerbeschule, das waren die Aufgaben, die ich zu lösen hatte.

Die wohlwollende Aufnahme des Herzogs, der trauliche Umgang mit Verwandten und Freunden thaten meinem Herzen wohl. — Im Herbst des Jahres 1834 erhielt ich von dem Herzoge den Auftrag, ihm einen tüchtigen Mann für die Stelle eines Rectors des dortigen Gymnasii vorzuschlagen. Ich schlug Herrn Seebeck, Professor und Inspector am Joachimsthaler Gymnasio zu Berlin, vor, und es gelang mir, Herrn Seebeck zur Annahme meines Vorschlages zu bestimmen. Der Herzog genehmigte meinen Vorschlag, übertrug dem ꝛc. Seebeck nach seiner Ankunft die ganze Organisation des Gymnasii und bald nachher die Erziehung des Erbprinzen und ertheilte mir, als Zeichen der Zufriedenheit mit den ihm geleisteten Diensten, den sächsischen Haus-Orden. *)

*) Dieser Orden war mit folgendem Schreiben begleitet:

„Meiningen, den 18. December 1835.

Ich muß Ihnen noch ganz besonders Dank sagen, daß Sie die Hieherkunft des Professors Seebeck vermittelt. Sie haben dadurch Mir und dem Lande einen ausgezeichneten Dienst erwiesen; denn Männer, wie Seebeck, sind nicht häufig anzutreffen. Mein Sohn fühlt sich sehr glücklich im Umgange mit seinem neuen Erzieher und gedeiht auffallend an Körper und Geist. Die Reorganisation der Gymnasien ist nach Seebeck's Vorschlägen ausgeführt worden und nunmehr fast ganz vollendet. Das hiesige Gymnasium dürfte seinem Zwecke ganz entsprechen. Die Umwandelung des Seminars ist noch nicht vollendet. Herr Kern hat erst jetzt seine Vorschläge eingereicht.

Mich Ihnen bestens empfehlend (gez.) Bernhard."

Später wurden auch in Saalfeld und in Meiningen selbst die von mir beantragten Gewerbeschulen errichtet.

Im Herbst des Jahres 1835 erhielt ich, wie schon oben erwähnt, von dem Herrn Staatsminister von Altenstein den Auftrag, die von dem Candidaten Wichern in Hamburg gegründete Anstalt zur Erziehung sittlich verwahrloseter Kinder zu besuchen und darüber zu berichten.

Ich fand da eine freundliche Aufnahme in der Familie des preußischen Consuls Daniel Weber, den ich in Pyrmont hatte kennen lernen, und machte die Bekanntschaft des Fräulein Amalie Sieveking, Stifterin des weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege; ein Verein, der, von ächt christlicher Liebe geleitet, unendlich viel Gutes wirkt und vorzüglich dahin strebt, die Armen nicht blos zu unterstützen, sondern auch sittlich zu heben. Diese Anstalt sowohl, als die Anstalt im rauhen Hause, und deren erfreuliche Leistungen sind indessen durch die darüber jährlich erscheinenden Berichte hinlänglich bekannt, so daß ich hier mir nur die Bemerkung erlauben will, daß jeder, der sich für ähnliche Bestrebungen interessirt, beide Anstalten besuchen sollte.

Neunter Abschnitt.

Außeramtliche Wirksamkeit.

Jeder Mann ist vor allem Bürger des Staates, in welchem er lebt — schon als solcher ist er verpflichtet, in dem kleineren oder größeren Kreise, den ihm die Vorsehung angewiesen, möglich viel Gutes zu wirken. Namentlich der

Beamte, der Staatsdiener, sollte nie vergessen, daß er auch Staatsbürger ist und bleibt. Alle Pflichten des Bürgers liegen auch ihm ob; er hat aber dann noch hinsichtlich seines Amtes besondre Pflichten gegen den Staat zu erfüllen. Seine Zeit, seine Kräfte gehören dem Staate, der ihn nicht nur besoldet, sondern ihn auch mit der nöthigen Gewalt ausrüstet, um die Anordnungen des Staates in Ausführung zu bringen. Daß er diese ihm anvertraute Gewalt nur zum Besten des Staates, nie und unter keiner Bedingung zu seinem und der Seinigen Vortheil benutzen darf, steht fest. Allein wohl darf er die ihm von der Vorsehung angewiesene höhere Stellung und den damit verbundenen Einfluß benutzen, um die höheren Zwecke des Staates auch außerhalb seines amtlichen Wirkungskreises zu fördern; er *darf* es nicht nur — er ist sogar dazu *verpflichtet*.

Innig überzeugt von dieser Verpflichtung, habe ich geglaubt, mich nicht auf den amtlichen Wirkungskreis, der mir als Regierungs- und Schul-Rath angewiesen war, beschränken zu dürfen, sondern den Einfluß auf meine Mitbürger und ihr durch Verwaltung meines Amtes mir erworbenes Vertrauen dazu benutzen zu müssen, um manches Gute zu stiften, das ich als Privatmann, ohne amtliche Stellung, nie hätte bewirken können.

Von dieser Ueberzeugung gingen meine außerordentlichen Bestrebungen aus, deren Veranlassung und Erfolge ich hier zusammenstellen werde. Es gehören dahin

1) Die Theilnahme an der Errichtung der städtischen höheren Gewerbeschule zu Berlin.

Der Magistrat zu Berlin hatte nämlich im Jahre 1822 bei Gelegenheit der Feier des 25jährigen Regierungs-An-

tritts Sr. Maj. des Königs die Errichtung einer höheren Bürgerschule beschlossen und alle diejenigen, welche ihm dabei mit ihrem Rath und ihren Erfahrungen beistehen wollten, dazu aufgefordert.

Da ich es für Pflicht hielt, das Gute überall zu fördern, so bot ich meine Hülfe zur Entwerfung des Planes an; man nahm mein Anerbieten an und ich hatte die Freude, auch hierbei wesentlich mitzuwirken, indem ich mit dem derzeitigen Ober-Bürgermeister von Bärensprung den Plan zu dieser Schule entwarf und ausarbeitete. Zum Director schlug ich meinen Freund, den Seminar-Director Klöden, vor; theils weil er sich ganz vorzüglich für dies Amt eignete, theils um ihn, den ich nach Potsdam berufen hatte und der jetzt durch die Umwandelung des Lehrplans des Seminars und die Veränderung der Ansichten in seinem Thun sich überall beengt und gehemmt, also unbehaglich fühlte, in eine freiere, ihm erwünschtere Lage zu versetzen.

Mein Vorschlag fand Eingang und ich verlor einen der wenigen Männer aus meiner Nähe, deren freundschaftlicher Umgang meine Tage erheiterte. Für mich ein unersetzlicher, sehr schmerzlicher Verlust — aber in ihm war einer Anstalt, die einen trefflichen Zweck hatte, ein tüchtiger Vorsteher gewonnen, im Zeitpunkte des ersten Aufblühens, der so entscheidend ist für das Gedeihen. Dies mußte mich trösten für den Verlust, den ich durch sein Weggehen erlitt.

2) Die Errichtung der Friedens-Gesellschaft.

Im Jahre 1818 mußte ich den Herrn Ober-Präsidenten von Heydebreck zu einem Besuche des Potsdamer Gymnasiums begleiten. Wir bemerkten einen jungen Mann, der sich durch Fleiß, Talente und ein sehr gesittetes Be-

tragen auszeichnete. Der Rector sagte: daß er der Sohn einer armen Wittwe und der Unterstützung sehr bedürftig sei.

Ich dachte auf Mittel, ihm und anderen in ähnlichen Verhältnissen zu helfen, und entwarf den Plan zu einem Verein zur Unterstützung armer Jünglinge von Talent und guten Sitten, nach dem Vorbilde einer ähnlichen Anstalt, die der verdienstvolle Ober-Consistorial-Rath Krause in Königsberg in Pr. unter dem Namen: **Friedens-Gesellschaft** gegründet hatte; sie kam auch wirklich zu Stande. Ich verdankte das Gelingen dieses Unternehmens wohl großen Theils dem persönlichen Zutrauen, dessen man mich würdigte. Dieser Verein hat seit seinem Entstehen über 100 junge Leute, die sich den Studien oder der Kunst widmeten, unterstützt.

3) Die Schwimm-Anstalt und die Turn-Uebungen.

Auch die physische Erziehung der männlichen Jugend lag mir am Herzen. Ich begünstigte daher die Turnübungen, welche damals auch von den Staats-Behörden unterstützt wurden, nach Möglichkeit; doch wird es hier zweckmäßig sein, die Grundsätze zu entwickeln, von denen ich dabei ausging.

Der preußische Staat, damals von 10 Millionen Einwohnern, ist von mächtigen, zuweilen aber nicht freundlich gesinnten Nachbarn umgeben (man erinnere sich nur an den 7jährigen Krieg und an die französische Invasion vom Jahre 1806). Die preußischen Provinzen sind zum Theil nicht reich — die Grenzen sind schwer zu bewachen und zu vertheidigen — der Feind kann leicht in das Herz des Reichs eindringen und sich der Hauptstadt bemächtigen. — Dieser Staat muß daher seine Stellung, ja selbst sein Dasein durch innere Stärke, durch eine höhere geistige und körperliche Ausbildung seiner Bewohner behaupten.

Nur der Staat ist sicher, der die Mittel zu seiner Vertheidigung in sich selbst besitzt und keiner Hülfe von außen bedarf. Folglich müssen wir dahin streben, der Nation eine Erziehung zu geben, welche Körper und Geist harmonisch entwickelt, ausbildet, kräftigt, so daß in jedem einzelnen Staatsbürger die Gemüths-, die Geistes- und die Körperkräfte in dem Grade entwickelt und ausgebildet sind, als es sein Beruf fordert, seine Verhältnisse gestatten.

Ich wünschte daher, daß jeder Jüngling nicht nur kräftig und stark sein möge, sondern auch das volle Bewußtsein seiner Kräfte habe und sie zu gebrauchen wisse. Dahin führten nun aber Turn-Uebungen, sowie der Unterricht im Schwimmen.

Ich hatte bei meiner Erziehungs-Anstalt in der Schweiz Aehnliches versucht, doch weniger vollständig. Die jungen Leute hatten sich im Laufen, Klettern, Springen, Schwimmen, Tauchen, endlich im Erdulden größerer Anstrengungen bei längeren Reisen in den Gebirgen geübt. Aber meiner Ansicht nach mußten sie auch mit dem Feuergewehre umzugehen und ein Pferd zu regieren wissen. — Ich hatte sie daher im Scheibenschießen so geübt, daß einer von ihnen bei 3 Schüssen 2 Mal den Knopf traf. Zum Reiten fehlte es indeß ganz an Gelegenheit. Nie war es mir aber eingefallen, mit diesen körperlichen Uebungen irgend einen politischen Zweck zu verbinden oder ihnen in den Augen der jungen Leute einen besonderen Werth beilegen zu wollen.

Diese Uebungen waren mir wesentliche Theile der Erziehung, wovon keine Ausnahme gestattet, die aber auch nicht als eine besondere Auszeichnung betrachtet werden durften. Nur Trägheit beim Arbeiten oder irgend ein Vergehen

in sittlicher Hinsicht hatte Ausschließung für kürzere oder längere Zeit, als Strafe, zur Folge.

Die Turnübungen der Jugend in Frankfurt a. O. und Potsdam sah ich von diesem Gesichtspunkte an. Wer in der Schule nicht fleißig war, oder sich gegen die Lehrer oder gegen die Schulgesetze vergangen hatte, wurde ausgeschlossen von den Turnübungen. Jahn, der an der Spitze der Turnanstalten in Berlin stand und den Turnübungen den Umfang und die Verbreitung gegeben hatte, deren sie sich damals erfreuten, hatte wohl darin gefehlt, daß er den jungen Leuten eine zu hohe Meinung von ihrer eigenen Wichtigkeit in der Eigenschaft als Turner beibrachte und daß er die Turnübungen zu wenig mit der übrigen Erziehung und Bildung in Einklang brachte.

So sehr ich auch übrigens den Werth seiner Bestrebungen erkannte, so wenig glaubte ich doch, eben in jener Rücksicht, Zusammenkünfte der Turnschüler meines Wirkungskreises mit den seinigen gestatten zu dürfen, und verbot daher dem Turnlehrer in Potsdam, der für eine solche Zusammenkunft in Spandow sein Wort gegeben hatte, strenge, daran Theil zu nehmen, selbst bei Strafe der Entsetzung von seinem Amte als Turnlehrer. Im Jahre 1819 wurden alle Turnübungen strenge untersagt. Ich mußte gehorchen, that es indessen mit schwerem Herzen und betrachtete dieses Verbot als ein Unglück, welches den preußischen Staat betroffen habe, das aber nur vorübergehend sein werde. — Später, nach Verlauf von 5 Jahren, wurden die Turnübungen wieder gestattet und ich hatte die Freude, sie zuerst in dem von mir seitdem gestifteten Civil-Waisenhause wieder einführen zu dürfen, von wo sie sich weiter verbreiteten und

selbst im großen Militair-Waisenhause und in der Cadetten-Anstalt eingeführt wurden.

Ich konnte nun vom Jahre 1819 bis 1824 für die physische Bildung der Jugend weiter nichts thun, als daß ich, im Vereine mit der Direction des großen Militair-Waisenhauses, welche die Hälfte der Kosten trug, während ich die andere Hälfte bestritt, eine bereits im Jahre 1818 errichtete Schwimm-Anstalt erhielt. Der Gedanke, daß dadurch manchem Menschen das Leben gerettet werden könne und daß die preußische Jugend dadurch männlicher und wehrhafter werden würde, entschied für eine Einrichtung, die mir nicht unbedeutende Summen gekostet hat.

Es wurde diese Schwimm-Anstalt seit ihrem Bestehen von den Zöglingen des großen Militair-Waisenhauses und meiner beiden Waisenhäuser, sowie von vielen Schülern des Gymnasii, der höheren Bürger- und der Gewerbeschule, des Schullehrer-Seminars, nicht minder von Beamten und Bürgern der Stadt, und endlich von dem ersten Bataillon des Garde-Reserve-Regiments besucht. Der Unterricht wird nach den von Pfuel'schen Grundsätzen ertheilt. *)

4) Die Stiftung des Civil-Waisenhauses in Potsdam.

Das Jahr 1820 wurde mir auf eine eigenthümliche Weise merkwürdig, nämlich dadurch, daß ich die Idee zur Gründung einer Waisen-Versorgungs-Anstalt faßte. Der Zweck dieser Anstalt, die erste Veranlassung u. s. w., sind in einer kleinen Schrift, die ich später an die Theilnehmer

*) Diese Schwimmanstalt besteht noch heute und wird wegen des vortrefflichen Unterrichts, welcher dort ertheilt wird, sowie wegen ihrer nehmen Lage, sehr häufig besucht.

der Stiftung vertheilen ließ, ausführlich entwickelt. Ich fand nämlich auf einer Schul-Inspectionsreise im Frühjahr 1820 in einer der weniger gut besorgten Landschulen in der Lausitz die verwaiseten Kinder des verstorbenen Orts-Predigers, was in mir die Idee weckte, für dergleichen verwaisete Söhne von Predigern, Lehrern, Beamten, die durch den Tod des Vaters der Mittel zur Fortsetzung der bis dahin genossenen sorgfältigen Erziehung sich beraubt sehen, eine Anstalt zu gründen, in der ihnen eine möglichst sorgfältige Erziehung und ein vorzüglicher Unterricht ertheilt werden sollte.

Was ich indessen dort nicht sagen konnte, was aber dennoch zur Geschichte der Stiftung und des Stifters gehört, will ich hier zusammenstellen.

Ehe ich nämlich den ersten Aufruf zur Beihülfe an meine Mitbürger erließ, hatte ich die Sache von allen Seiten sehr sorgfältig erwogen, und es wird Denen, die mich näher kannten, vielleicht nicht unlieb sein, wenn sie erfahren, welche Rücksichten mich für das Unternehmen entschieden haben.

Die größte Bedenklichkeit erwuchs mir aus der Besorgniß, daß man mir dies Unternehmen als eine Geburt der Eitelkeit und Ruhmsucht auslegen würde, oder als in der Absicht begonnen, um einen Orden, kurz, um zeitlichen Vortheil zu erlangen. Ich war indessen der Meinung, daß ich über die Motive meiner Handlungen nur dem himmlischen Vater Rechenschaft abzulegen habe, und daß, wenn ich vor Ihn mit gutem Gewissen hintreten und seinen Beistand erflehen durfte, Er mir dann auch Muth und Kraft verleihen würde, um lieblose Urtheile,

selbst, — im Falle des Nichtgelingens — Verspottung *), und im Falle des Gelingens jene Verkennung meiner Motive zu tragen. Eine zweite nicht minder wichtige Rücksicht war die: ob ich würdig sei, ein Unternehmen dieser Art zu gründen? Diese Frage konnte ich, leider! nur mit Nein! beantworten, und ich habe gerade in diesen Momenten manche frühere oder spätere Verirrung, manchen Fehltritt, manche Schwachheit oder Leidenschaftlichkeit bitter bereut, weil mir das Bewußtsein meiner Verschuldung die Kraft zu rauben drohte, deren ich jetzt gerade so sehr bedurfte.

Indessen war es nun einmal mein Glaube und wird es bleiben, daß eine höhere Hand unsere Schritte leitet, daß sie es war, die in mir den ersten Gedanken zu diesem Unternehmen weckte — daß ich also die Vaterhand nicht zurückweisen dürfe, sondern sie ergreifen und ihr folgen müsse, weil sie mich nicht ausersehen haben würde, wenn sie das Werk nicht durch mich hätte vollbringen wollen. Auch hatte ich des Guten so viel erlebt, das durch schwache, sündige Menschen, gleich mir, vollbracht worden war — und dann war es ja möglich, daß eben dies Streben nach einem höheren Ziele das Werkzeug veredeln sollte, dessen sich die Vorsehung hier bedienen wollte. — Also schwand auch diese Bedenklichkeit.

Damals schrieb ich in dieser Angelegenheit an einen Staatsmann, der mein Vorgesetzter und mein Freund war, und der mir wohlmeinend hatte rathen lassen: „Ich möge

*) Der Verfasser erzählte öfters, daß ein fertiger Zeichner ihn damals als Kutscher eines Wagens, der mit Bettelbuben besetzt war, portraitirt habe. Das Bild trug die Unterschrift: „Herr von Türk und das Civil-Waisenhaus."

von dem Unternehmen abstehen." In diesem Briefe sprach ich die Gesinnungen offen aus, die mich damals beseelten. Dieser Brief wirkte überzeugend und es ward mir von dieser Seite alle mögliche Unterstützung. Ich theilte einigen meiner Freunde und Bekannten meinen Plan mit und erhielt von ihnen Zusicherung thätiger Hülfe.

Hierauf ließ ich einen Plan drucken und verbreitete ihn möglichst. Er fand eine große Theilnahme. Ich sah aber wohl ein, daß ich auch selbst nach meinen geringen Kräften beitragen müsse; ich beschloß daher, von meiner Sammlung von Oelgemälden, die ich aus der Schweiz mitgebracht hatte, eine Lotterie zu veranstalten; ich erhielt die nöthige Erlaubniß dazu und es kamen über 3000 Thaler ein, welche dem Rendanten der Waisenhaus-Casse überwiesen wurden. Am 22. Juni 1822 traten die Mitglieder des Stiftungs-Vereins zusammen, um sich über den von dem Stadtgerichts-Director Jahn und mir ausgearbeiteten Plan zu vereinbaren, sowie die Statuten zu berathen. Es waren zugegen, außer mir:

1) der Regierungsrath Appelius,
2) " Regierungs-Buchhalter Baack,
3) " Regierungs-Chef-Präsident von Bassewitz,
4) " Regierungs-Director von Brenn,
5) " Geheime Calculator Bornemann,
6) " Prediger de Rège,
7) " Posamentier Engel,
8) " Bischof Dr. Eylert,
9) " Buchhändler Horvath,
10) " Stadtgerichts-Director Jahn,
11) " Hofrath Korn,

12) der Seminar-Director Klöden,
13) - Oberlehrer Löffler,
14) - Superintendent Mann,
15) - Stadtgerichts-Secretair Möbinger,
16) - Geheime Postrath Schmückert,
17) - Geheime Ober-Rechnungsrath Schnakenberg,
18) - Prof. und Dr. Theologiae Schleiermacher,
19) - Stadtgerichts-Assessor Schulze,
20) - Oberst von Steinäcker,
21) - Kaufmann Tägener.

Es wurde sodann zur Wahl der Beamten, der Verwaltungsbehörde der Anstalt, die den Namen: **Civil-Waisen-Amt** führen sollte, geschritten.

1) Zum Vorsteher wurde ich, als Gründer der Anstalt, erwählt. Zum Stellvertreter des Vorstehers: Herr Regierungs-Chef-Präsident von Bassewitz.
2) Zum Rechts-Beamten: Herr Stadtgerichts-Director Jahn; zu dessen Stellvertreter: Herr Stadtgerichts-Assessor Schulze, (dessen Sohn später in das Civil-Waisenhaus aufgenommen wurde).
3) Für die wissenschaftlichen Gegenstände: Herr Professor Dr. Schleiermacher; zu dessen Stellvertreter: Herr Bischof Dr. Eylert.
4) Zum Beamten für die Erziehung: Herr Seminar-Director Klöden; zu dessen Stellvertreter: Herr Prediger **de Rège**.
5) Zum Beamten für die Oekonomie: Herr Geheime Postrath Schmückert; zu dessen Stellvertreter: Herr Regierungs-Director von Brenn.

Vorzüglich thätig erwies sich der Prof. **Dr.** Schleiermacher. Der Regierungs-Secretair Schlegel übernahm das Amt des Secretairs *) und Registrators, der Regierungs-Haupt-Cassen-Buchhalter Baack das eines Rendanten, beide unentgeldlich. Der Regimentsarzt **Dr.** Brettschneider übernahm die Besorgung der Kranken, der Apotheker Frank lieferte die Arzeneien unentgeldlich. So veranlaßte die ganze Verwaltung gar keine Kosten.

Der §. 4, wonach durch Einzahlung einer Summe von 3000 Thalern ein Stipendium sollte gestiftet werden können, fand einigen Widerspruch, weil man dagegen einwandte: „Es werde Niemand eine so hohe Summe dazu bestimmen wollen." Ich äußerte aber, daß diese Bestimmung, wenn sie auch nie benutzt werden sollte, doch jeden Falls unbedenklich in die Statuten aufgenommen werden könne. Die Erfahrung hat die Zweckmäßigkeit dieses Paragraphen bewiesen, denn es waren bis Ostern 1844 einundzwanzig solcher Stipendien gestiftet worden. **)

Es fragte sich nun auch: Sollte die Anstalt auf die ganze Monarchie ausgedehnt, oder auf einen engeren Kreis beschränkt werden? Hier traten manche nicht unwichtige Rücksichten ein. Bei den geringen Mitteln, die mir selbst

---

*) Herr Rechnungsrath Hauptmann Schlegel verwaltet dieses Amt seitdem ununterbrochen bis jetzt, während an die Stelle des später verstorbenen ꝛc. Baack Herr Land-Rentmeister Herter getreten ist. Die ärztliche Pflege der Anstalt hat später und bis jetzt Herr Ober-Stabsarzt **Dr.** Puhlmann übernommen und übt solche unentgeldlich mit großer Aufopferung.

**) Gegenwärtig bestehen 12 eigene Stellen der Anstalt und 24 Stipendienstellen.

zu Gebote standen; bei der Ungewißheit, welche Aufnahme mein Unternehmen bei meinen Mitbürgern finden würde, bei der unbezweifelten Gewißheit, daß, wenn überhaupt das Werk zu Stande kommen sollte, dennoch die Kräfte im Anfange nur sehr beschränkt sein würden, mußte ich, für den Anfang wenigstens, vernünftiger Weise demselben die möglichst engen Grenzen stecken. Erweitern ließe sie sich künftig wohl, wenn die wachsenden Kräfte es gestatten sollten. Daher für jetzt die Beschränkung auf die Städte Berlin, Potsdam und den Potsdamer Regierungsbezirk.

Zu dieser Beschränkung bestimmte mich indessen noch ein anderer erheblicher Beweggrund. Ich halte es nämlich, in Rücksicht auf die so wichtige Gemüthsbildung, für wesentlich, daß die Zöglinge ihren Müttern, Geschwistern und Verwandten, ihrer Heimath, nicht entfremdet werden. Indem die Anstalt nun nur Zöglinge aus dem Regierungs-Bezirk aufnahm, konnten dieselben in den Ferien stets die Ihrigen besuchen, und diese konnten, ohne große Kosten, die Zöglinge besuchen. Bei Waisen aus entfernten Provinzen wäre das nicht möglich gewesen. Wer da weiß, wie sehr sich ein Sohn freut, seine Mutter wiederzusehen, wie Niemand ihm die Mutter, Niemand den Bruder, die Schwester ersetzen kann, der wird mir beistimmen.

Es entstand ferner die Frage: Sollen alle Waisen, ohne Unterschied des Berufes des Vaters, oder nur solche aus gewissen Ständen aufgenommen werden? Um diese Frage gehörig beantworten zu können, muß man in die häuslichen Verhältnisse der verwaiseten Kinder eingehen.

Stirbt der Eigenthümer eines Hauses oder einer Ackerwirthschaft, und hinterläßt eine Wittwe und Kinder, und

diesen ein, wenn auch verschuldetes Grundstück, so erzieht gemeiniglich die Mutter die Kinder in der Art fort, wie es bei Lebzeiten des Vaters geschah; sie helfen arbeiten im Hause, in Feld und Garten. Stirbt ein Handwerker, so setzt die Mutter gewöhnlich das Handwerk fort, sie hält Gesellen, und die Kinder bleiben in dem bisherigen Verhältnisse. Eben das ist bei den Tagelöhnern der Fall. Stirbt ein Kaufmann, ein Krämer, so wird gewöhnlich die Handlung, der Laden beibehalten, unter gleicher Firma, im gleichen Local, die Söhne werden unter gleichen Verhältnissen erzogen, wie bisher. Nur dann, wenn der größere, der wechselfähige Kaufmann in zerrütteten Vermögens-Umständen stirbt, wenn die Handlung verkauft, das Geschäft eingestellt werden muß, nur dann tritt Verlegenheit hinsichtlich der Erziehung der Kinder ein — indessen treten dann nicht selten Männer hinzu, die mit dem Verstorbenen in Handelsverbindungen gestanden — die Lage der Kinder ist weniger hülflos.

Nehmen wir aber den jetzt so zahlreichen Stand der Staats- und Communal-Beamten, so gestalten sich die Verhältnisse der hinterlassenen Waisen ganz anders. Nehmen wir z. B. den geistlichen Stand, den Stand der Lehrer an Gymnasien, Stadt- und Landschulen, auch der Justiz-Beamten, so werden wir finden, daß sich diesem Stande in der Regel nur junge Männer widmen, die wenig oder gar kein Vermögen haben; das Wenige, das sie vielleicht besaßen, mußten sie auf ihre Studien und ihre Bildung verwenden. Nun ist die große Mehrzahl dieser Stellen in der Regel so gering dotirt, daß es ihnen, selbst bei der größten Sparsamkeit, kaum möglich ist, eine Familie mit mehreren Kindern gehörig zu erziehen, geschweige denn etwas zurückzulegen,

um ihnen einiges Vermögen und also die Mittel zu einer guten, häuslichen Erziehung zu hinterlassen. So lange indessen der Vater lebt, erleichtern bei den Predigern selbst seine Dienstverhältnisse die Erhaltung und Erziehung der Familie; mit dem Dienste der Prediger ist nämlich in der Regel eine geräumige Wohnung, die Benutzung eines Gartens, zuweilen auch einiger Felder und Wiesen, sodann einige Einnahme an Naturalien verbunden. Der Vater ist selbst Lehrer und Erzieher der Kinder, und so erhalten sie in der Regel eine gute häusliche Erziehung und zweckmäßigen Unterricht, ohne großen Aufwand der Kosten.

Allein nun stirbt der Vater und Versorger; er hatte kein Eigenthum; mit seinem Tode verliert die Wittwe die Wohnung, die Benutzung der Grundstücke, alle Einnahme an Naturalien und an baarem Gelde — bei dem Predigerstande ein Jahr nach dem Tode des Gatten, bei dem Schulstande schon drei Monate nachher. Die Kosten der letzten Krankheit und des Begräbnisses haben in der Regel das geringe baare Vermögen schon verzehrt. Mit dem Vater ist der Versorger, Ernährer, Erzieher und Lehrer der Kinder zu Grabe getragen worden. Was soll nun die arme Wittwe, Mutter, beginnen mit den unmündigen Kindern?

Die Wittwe des Predigers hat, wenn sie auch in die allgemeine Wittwenkasse eingekauft ist, wenn es hochkommt, eine Pension von 100—200 Thalern mit der Pension aus der Synodal-Wittwenkasse. Die Wittwe eines Lehrers hatte bisher gar nichts zu erwarten, und wird künftig aus der Schullehrer-Wittwenkasse jährlich höchstens 12 Thlr. erhalten. Zuweilen finden sich Verwandte und Freunde, die sich der armen Kinder annehmen, aber nicht selten ist Niemand da,

der sich ihrer erbarmt. Die vielleicht recht glücklich begonnene Erziehung wird unterbrochen — es fehlt an Mitteln, eine gute Erziehung zu geben, und so bleiben manche treffliche Anlagen unausgebildet, sie gehen für den Staat und für die Familie verloren — während sie, durch zweckmäßige Ausbildung und nothdürftige Unterstützung, zum Nutzen beider wären erhalten und glücklich entwickelt worden.

Eben dies ist der Fall mit allen anderen Staatsdienern, die im Civilfache, z. B. bei den Justiz-, bei den Regierungs-, bei den Communal-Behörden, beim Berg- und Hüttenwesen, in dem Bau- und Forstfache, bei der Post angestellt sind, bei den Professoren der Universitäten, bei den Aerzten und Chirurgen. Die Vorbereitung zu den meisten dieser Fächer ist heut zu Tage sehr kostbar. Besitzen jene Männer kein eigenes Vermögen und sterben sie, ehe sie zur Verwaltung eines einträglichen Dienstes gelangten, so ist die Lage der Ihrigen nicht minder traurig. Schon der Besuch der Gymnasien, wenn sie nicht am Wohnorte des Vaters sind, ist mit großen Kosten verknüpft, der Aufenthalt auf der Universität nicht minder. Das älterliche Vermögen wird durch diesen Kostenaufwand nicht selten ganz erschöpft.

Wir müssen also wünschen, in solchen Fällen, wo durch den Tod des Vaters die Erziehung der Kinder gehemmt oder erschwert wird, helfend zutreten zu können, und das ist der Hauptzweck der Stiftung.

Gerade damals kam ein Haus zum gerichtlichen Verkauf, das den nöthigen Raum für die Anstalt, auch bei allenfallsiger bedeutender Ausdehnung, darbot; es bedurfte aber großer Reparaturen. Ich kaufte es für die Anstalt und bat Seine Majestät den König um die nöthigen Baugelder —

meine Bitte wurde gewährt. — Schon am Weihnachts-Abend 1821 konnten fünf Waisen aufgenommen werden und dieses Haus beziehen.

Es waren drei Predigersöhne (Kohl), eben der, den ich in einer Dorfschule gefunden hatte, Hörich und Jungk, sodann der Sohn eines Schullehrers, Creuziger, und ein Sohn eines Steuer-Beamten, Eichhorn. Ich muß hier einiger Bestimmungen der Statuten erwähnen, die von denen der meisten Waisen-Versorgungs-Anstalten abweichen:

1) Das Alter, das zur Aufnahme erforderlich, ist nicht durch das 10te Lebensjahr beschränkt, sondern bis zum vollendeten 14ten Lebensjahre ausgedehnt.
2) Die Zeit der Entlassung wird durch die Reife zur Ergreifung eines Berufes oder zu dem Abgange zur Universität bedingt.
3) Es werden keine Exspectanzen ertheilt, sondern bei Besetzung erledigter Stellen wird unter den Angemeldeten der gewählt, welcher in der hülflosesten Lage ist.
4) Die Zöglinge werden nicht in der Anstalt selbst unterrichtet, sondern besuchen diejenige öffentliche Schule, die für ihre Ausbildung am geeignetesten erachtet wird, entweder das Gymnasium, oder die höhere Bürgerschule oder die Gewerbeschule.

Im Monat April 1822 ereignete es sich, daß der Superintendent Wolf und seine Ehefrau zu Trebbin im Kohlendampf erstickten; die Anstalt nahm den damals 10jährigen Sohn sofort auf; das wäre bei der Einrichtung der Exspectanzen nicht thunlich gewesen.

Schon im Herbste 1823 stiftete der Herr Staatsminister Rother, als Chef der Seehandlung, für verwaisete Söhne

von Beamten dieses Verwaltungszweiges eine Zöglingsstelle, die erste; eine zweite im Jahre 1824 der Staatsminister Graf von Lottum, als Director des großen Militair-Waisenhauses zu Potsdam, ebenfalls für Söhne von Beamten dieser Anstalt. Noch hatte aber die Stiftung die Königliche Bestätigung nicht erhalten; diese erfolgte erst am 21. Februar 1825.

Da die Statuten überdies bestimmen, daß der 10te Theil der Zinsen und der 4te Theil der jährlichen fortlaufenden Beiträge zum Capital geschlagen werden müssen, da überdies 20 Stipendien gestiftet wurden, so hat sich das Vermögen der Anstalt allmählich immer vermehrt und es konnten bis zum 1. Januar 1846 neunzig Zöglinge aufgenommen werden. *)

Da die meisten der aufgenommenen Waisen entweder gar kein oder nur ein höchst unbedeutendes Vermögen besaßen, so konnten nur wenige sich den Studien widmen. Ueberdies ging das Waisenamt von der Ansicht aus, daß nur junge Leute von ausgezeichnetem Talente und von festem, zuverlässigen Charakter sich den Studien und dem Staatsdienste widmen sollten.

Da nach §. 6 der Statuten der zehnte Theil dessen, was die Anstalt zur Erhaltung der Zöglinge verwendet, der Unterstützung verwaiseter Töchter gewidmet ist, so hat sich für diesen Zweck, dem auch einige Beiträge gewidmet wurden, ein eigener Fonds gebildet. Aus diesem Fonds ist bisher an 28 verwaisete Töchter die Summe von 4017 Thlrn. vertheilt worden. — Bis jetzt ist übrigens noch stets bei

*) Bis jetzt sind überhaupt 157 Zöglinge in die Anstalt aufgenommen und dort erzogen worden.

dem Absterben eines Mitgliedes der Stiftung, mit Hinterlassung unerzogener Kinder, entweder ein Sohn desselben als Zögling aufgenommen oder, wenn kein Sohn vorhanden war, eine Tochter unterstützt worden. — Durch Legate erhielt die Anstalt die Summe von 2565 Thalern.

Ich erlaube mir, zum Schlusse dieser Darstellung den Wunsch auszusprechen, daß in jeder Provinz des preußischen Staates, sowie in andern deutschen Staaten, ähnliche Anstalten gegründet werden möchten. *) Ueberall dürfte für die hinterbliebenen Waisen der Staats- und Communal-Beamten aller Verwaltungszweige, sowie der Prediger und Schullehrer zu sorgen, dasselbe Bedürfniß sein, wie im Potsdamer Regierungs-Bezirk. Ueberall werden sich auch wohlwollende, bemittelte Menschenfreunde finden, die einem solchen Unternehmen gerne die Hand bieten, eben so auch Beamte, welche ihre Zeit und ihre Geschäftskunde dem Unternehmen widmen werden.

Gewiß ist, daß die Civil-Waisen-Versorgungs-Anstalt zu Potsdam, ohne die thätige Theilnahme so vieler achtbaren Männer, insbesondere ohne den kräftigen Beistand und den umsichtigen Rath des Ober-Präsidenten von Bassewitz, schwerlich je zu Stande gekommen und sofort begründet worden wäre. Er hielt vorzüglich auf strenge Befolgung der Regel — die Anstalt nur immer im Verhältniß zu der Zunahme ihrer Einnahme zu erweitern.

Im Herbst des Jahres 1838 vereinigten sich die Freunde der Civil-Waisenhaus-Stiftung und veranstalteten eine Sub-

*) Dieser fromme Wunsch des Stifters ist allerdings nicht in Erfüllung gegangen. Die Anstalt ist noch immer die einzige ihrer Art in der Monarchie.

scription, die den Zweck hatte, mein Bild in Lebensgröße für die Stiftung malen und dann lithographiren zu lassen, damit jeder Zögling der Waisen-Versorgungs-Anstalt bei seinem Abgange ein Exemplar davon erhalte.

Im Jahre 1839 am 26. April, welcher Tag immer als Stiftungstag der Anstalt gefeiert wurde, ward ich von dem Bischof Dr. Eylert eingeladen, ihn nach dem Saale des Waisenhauses zu begleiten; hier in dem festlich geschmückten Saale, neben meinem Bildnisse *), vom Professor Remy gemalt, hatten sich sämmtliche Mitglieder des Waisenhauses, einige Freunde der Anstalt, eine Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten, sowie alle Zöglinge, eingefunden; der Musiklehrer des Seminars, Schärtlich, sang mit einigen Seminaristen einen Choral, der Bischof Dr. Eylert hielt eine dem Zwecke entsprechende Rede, einer der jüngsten Zöglinge sprach einige herzliche Worte des Dankes in seinem und der übrigen Waisen Namen.

Tief gerührt schloß ich ihn an mein Herz. Hierauf überreichte mir der Ober-Bürgermeister St. Paul das Diplom als Ehrenbürger der Stadt Potsdam, das ich mit aufrichtiger Freude entgegennahm. Zu Mittag versammelten sich alle, und auch alle Zöglinge, wieder in dem Saale zu einem freundschaftlichen Mahle, wobei ich die Gesundheit des Besten der Könige ausbrachte, dem ich meine Anstellung und so Vieles, wie auch das Dasein und Gedeihen dieser Stiftung ver-

*) Der Stiftungstag wird in der Anstalt noch jetzt alljährlich durch Redeact und Festmahl gefeiert, und dabei das Bildniß des Stifters feierlich bekränzt. Auch der Sterbetag des Stifters wird durch eine Andacht am Grabe desselben, unter Theilnahme der Zöglinge der von ihm gestifteten Anstalten, alljährlich gefeiert.

dankte. Später, am 5. Juni, veranstalteten die Freunde meiner Stiftung in Glienicke ein gleiches Fest in Glienicke selbst. Diese Feste erfreuten mich zwar wegen der herzlichen Theilnahme an meinen Stiftungen, doch hätte ich gewünscht, sie wären unterblieben, weil ich von jeher Alles zu vermeiden gesucht habe, was öffentliches Aufsehen erregen konnte.

Von Anfang an war es mein Wunsch gewesen, daß ein Haus mit größerem Hofraum und Garten für das Civil-Waisenhaus erworben werden möge, damit die Zöglinge in der Zeit der Muße, vorzüglich in der Zeit vor und nach der Mittags-Mahlzeit, im Freien sein und jeder ein Gartenbeet zur eigenen Bearbeitung erhalten könne. Erst im Jahre 1844 wurde dieser Wunsch erfüllt, indem ein Haus mit großem Hofraum und einem Garten von 4 Morgen, in der Vorstadt nahe am Berliner Thore, für die Anstalt angekauft und mittelst einer Unterstützung Sr. Majestät des Königs ein Seitengebäude, enthaltend einen Speise- und einen Schlafsaal, angebaut wurde.

Ein angemessener Raum ist zum Turnplatz eingerichtet; jeder Zögling hat ein Gartenbeet; auch der Inspector und die Wirthschafterin haben beide ein bedeutendes Stück Gartenland, mit Obstbäumen und Weinreben bepflanzt, erhalten.

5) Die Errichtung einer Kinder-Bewahr-Anstalt.

Im Jahre 1806 hatte ich in Detmold zum ersten Male eine Kinder-Bewahr-Anstalt gesehen — diese Einrichtung hatte mir sehr gefallen, und ich hatte mir vorgenommen, im Verlaufe der Zeit, da, wo ich es als angemessen erachten würde, eine ähnliche Anstalt einzurichten. — Für Potsdam erschien eine solche Einrichtung wünschenswerth; allein es hatte sich lange Zeit die Theilnahme nicht finden wollen.

Im Sommer des Jahres 1827 besuchte ich auf einer Reise nach Italien eine solche Anstalt in Genf. Da war in Abwesenheit der Aeltern ein Kind, das sie eingeschlossen hatten, verunglückt, und das hatte die Veranlassung gegeben, daß mehrere Personen zusammengetreten waren, um eine solche Anstalt zu gründen. Nach meiner Zurückkunft war ich nun ernstlich darauf bedacht, eine ähnliche Anstalt für Potsdam zu Stande zu bringen. Ein ähnliches Unglück wie das, welches in Genf die Errichtung einer solchen Anstalt veranlaßt hatte, das im Jahre 1828 in Potsdam sich ereignete, indem eine Mutter bei ihrer Heimkehr ein Kind, das sie eingeschlossen gehabt hatte, verbrannt fand, bestimmte mich, ungesäumt dazu vorzuschreiten.

Die Frau Ober-Präsidentin von Bassewitz nahm sich der Sache eifrig an und bewog mehrere Damen ihrer Bekanntschaft zur thätigen Theilnahme, so daß ich schon am Sylvester-Abend 1828 mit der Ehefrau eines Maurergesellen, Namens Schütz, einen Mieths- und Verpflegungs-Contract abschließen konnte, vermöge dessen sie sich verpflichtete, die Kinder in Aufsicht und Pflege zu nehmen, in ihrem Wohnhause eine Stube und im Garten einen Spielplatz für die Kinder herzugeben. Es bildete sich ein Verein von Frauen, die sich verpflichteten, abwechselnd täglich die Anstalt zu besuchen und über die gehörige Pflege und Abwartung der Kinder zu wachen.

Am 10. April 1829 wurde die Anstalt mit 10 Kindern eröffnet. Zwölf Frauen aus dem Militair-, dem Beamten- und dem Bürgerstande führten die Aufsicht. Die Anstalt entsprach ganz den Hoffnungen, die ich von ihr gehegt, und die Kinder gediehen sichtlich.

Uebrigens zeigte sich der wohlthätige Einfluß dieser Anstalt am überzeugendsten im Sommer des Jahres 1831. Damals waren bösartige dreitägige und gastrische Fieber, eine Folge des lange anhaltenden, ungewöhnlich hohen Wasserstandes, wo beinahe alle Keller der Stadt unter Wasser standen, so allgemein, daß beinahe kein Haus verschont blieb — die Kinder der Pflege-Anstalt blieben davon verschont, als Folge ihrer sorgfältigen Verpflegung in einem gesunden Locale.

6) Der Wohlthätigkeits-Verein.

Durch die Sorge für die Kinder der Pflege-Anstalt waren nun diejenigen, die sich ihrer vorzüglich angenommen hatten, mit der im Sommer und Herbst 1830 so traurigen Lage vieler Aeltern aus der Klasse der Handwerker und Tagelöhner, die durch Krankheiten heimgesucht und zurückgekommen waren, genauer bekannt geworden; sie erkannten das Mißliche der Lage derselben, die in dem bevorstehenden Winter noch trauriger werden mußte, und sannen auf Mittel, sie zu lindern und sie vor gänzlicher Verarmung und Verzweiflung zu schützen. Auf den mildthätigen Sinn ihrer Mitbürger, der sich bei so vielen Gelegenheiten und ihnen selbst bei der Pflege-Anstalt bewährt hatte, vertrauend, faßten sie daher den Plan, arme kranke oder durch Krankheit zurückgekommene Familien durch unentgeldliche Darreichung einer gesunden und nahrhaften Suppe, die consistent genug sein sollte, um ihnen zugleich zur Sättigung zu dienen, zu unterstützen.

Zu dem Ende wurde eine Aufforderung zu milden Beiträgen in das Wochenblatt eingerückt. Diese Aufforderung hatte den glücklichsten Erfolg. Zahlreiche, zum Theil bedeutende Beiträge machten es möglich, schon am 12. December 1830 mit der Vertheilung von Suppe anzufangen.

Achtundzwanzig Frauen verbanden sich dazu, jede einmal binnen 14 Tagen die Aufsicht bei Vertheilung der Suppe zu führen. Allmälig wuchsen die Beiträge bedeutend an. Es ward eine Lotterie von weiblichen Arbeiten veranstaltet, wozu eine Menge kleinerer und größerer, zum Theil sehr werthvoller Arbeiten geliefert wurden, und so war es möglich, vom 12. December 1830 an bis zum 31. März 1831 die Austheilung der Suppe fortzusetzen, so daß in den letzten acht Wochen 367 Haushaltungen, aus 1390 Personen bestehend, mit Suppe versorgt und täglich 564½ Portionen an dieselben vertheilt werden konnten.

Ein Hauptzweck war aber eben der, den armen Familien dadurch eine Unterstützung zu gewähren, daß kranke, kraftlose, ältere Personen und die Kinder eine gesunde, nahrhafte, warme Suppe täglich erhalten, damit die Kranken gesund werden, die Schwachen sich stärken und vor Krankheit bewahrt werden.

Der Wunsch, die mildthätigen Zwecke des Vereins fortdauernd zu verfolgen und den Bestrebungen desselben eine feste Grundlage zu geben, sowie der Umstand, daß der am 31. December 1830 verstorbene Hof-Apotheker Frank der Pflege-Anstalt ein Legat von 300 Thalern hinterlassen hatte, veranlaßte den Verein, sich zu constituiren und Allerhöchsten Orts die Genehmigung seiner Statuten nachzusuchen. Diese erfolgte unter dem 15. Mai 1831.

Da es dem Vereine wesentlich darum zu thun war, ein bleibendes Local ausschließend für die beiden Zwecke der Pflege- und der Suppen-Vertheilungs-Anstalt zu erlangen, so wandte sich derselbe an des Königs Majestät, mit der Bitte um Verwilligung der unentgeldlichen Benutzung

eines dazu geeigneten kleinen, mit einem Garten versehenen Hauses am Neustädter Thore — eine Bitte, welche demselben am 23. September 1831 bewilligt wurde.

Unterdessen waren Verhältnisse eingetreten, wo die Nützlichkeit und selbst Nothwendigkeit eines solchen Vereins sich in ihrem ganzen Umfange zeigte. Es hatte sich nämlich jene Krankheit, die unter dem Namen der asiatischen Cholera Furcht und Schrecken über Asien, Afrika und Europa verbreitet, zuerst den Grenzen der Provinz genähert, dann sie überschritten und endlich die benachbarte Residenzstadt Berlin ergriffen. Da trat der Verein sofort am 3. September zusammen und faßte den Entschluß, bald möglichst mit der Suppen-Vertheilung an arme Familien den Anfang zu machen, um sowohl diese durch eine gesunde, nahrhafte Kost gegen die Ansteckung zu sichern, als auch, auf den Fall des wirklichen Ausbruchs der Krankheit in unsern Mauern, für die Kinder der Aeltern, die ein Opfer derselben werden sollten, sorgen zu können. Die Aufforderung des Vereins zu milden Beiträgen hatte den gewünschten Erfolg. Er wurde durch reichliche Beiträge unterstützt, und so konnte derselbe, da das gefürchtete Ereigniß mit dem 1. October desselben Jahres eintrat, gerade auch schon an diesem Tage mit der Vertheilung von 400 Portionen Suppe den Anfang machen. Viele der Hülfsbedürftigen, welche an der Wohlthat der Suppen-Austheilung Theil genommen, äußerten mehrfach, und besonders beim Schlusse der Anstalt, ihren herzlichen Dank für die ihnen dadurch erwiesene Wohlthat.

Um übrigens bei der Vertheilung der Suppe sicher zu sein, nur wahrhaft Hülfsbedürftige, und unter diesen wiederum vorzugsweise die Würdigsten zu berücksichtigen, wurden die

von der Armen=Direction mitgetheilten Listen zum Grunde gelegt. — Der Verein dehnte demnächst seine Wirksamkeit auch auf die armen Wöchnerinnen aus, und es wurden z. B. im Laufe des Jahres 1843 52 arme Wöchnerinnen mit angemessener Kost, Wäsche, Kinderzeug, Betten und zum Theil auch mit baarem Gelde unterstützt.

7) Bestrebungen zur Wiederbelebung des Seidenbaues.

Im Jahre 1823 ward zuerst durch den Küster Götze zu Stücken meine Aufmerksamkeit auf den Seidenbau gelenkt. Ich muß hier bemerken, daß ich früher das allgemein verbreitete Vorurtheil getheilt hatte, als könne der Seidenbau in hiesiger Gegend wegen des rauheren Klima's nicht gedeihen und als sei seine Einführung nur eine Chimäre Friedrichs II. gewesen. Ich hatte selbst in meiner Eigenschaft als Schulrath einzelnen Schullehrern anbefohlen, den Seidenbau, unter dessen Betreibung der Schulunterricht leide, einzustellen. Der Schullehrer Götze wies mir nach, daß der Seidenbau seit einer Reihe von Jahren ihm einen jährlichen reinen Ueberschuß von 120 bis 150 Thalern, nach Abzug aller Unkosten, gewährt hatte. Indessen zweifelte ich, daß dies Resultat erlangt werden könne, ohne daß der Schulunterricht darunter litte. Ich beschloß daher, diesen Schullehrer zur Zeit des eifrigsten Betriebs des Seidenbaues unangemeldet zu besuchen, um darüber Gewißheit zu erlangen. Ich fand ihn des Morgens um 8 Uhr bei seinen Schülern in voller Thätigkeit; die Seidenwürmer wurden von seiner Frau und Tochter in der Wohnstube gehörig besorgt. Da nun damals von den 1500 Land=Schullehrern des Regierungs=Bezirks wenigstens die Hälfte sich mit einem jährlichen Einkommen unter 100 Thalern begnügen mußte, so

glaubte ich in dem Seidenbau ein Mittel zu erblicken, die Lage vieler Land-Schullehrer und selbst vieler armen Familien zu verbessern und dem Lande große Summen zu ersparen, die für rohe Seide jährlich nach Italien gehen.

Ich besuchte die sehr zweckmäßig eingerichtete Seidenbau-Anstalt des Bolzani in Berlin und schrieb im Jahre 1825 über diesen Gegenstand eine kleine Abhandlung, die ich großentheils unentgeldlich vertheilte.

Indessen wollte mir das Verfahren beim Haspeln der Seide nicht gefallen. Es mußten da in den heißesten Tagen des Sommers die Spinnerinnen dicht am heißen Ofen, das Knie an denselben gelehnt, sitzen und mit den Fingern in einem beinahe kochenden Wasser von 72 Grad Reaumur die Cocons handhaben. Ich wünschte daher ein besseres Verfahren des Haspelns kennen zu lernen, und ich beschloß, da mir zur Herstellung meiner Gesundheit eine Erholungsreise verordnet war, eine Reise nach Italien zu machen und dieselbe zur näheren Kenntniß des Seidenbaues und vorzüglich des Seidehaspelns zu benutzen.

Im Juni des Jahres 1827 trat ich diese Reise an. Meine Söhne waren damals in Schulpforta, ich nahm sie mit nach meiner Vaterstadt Meiningen und nach Hildburghausen, wo ich erzogen war und wohin ich zunächst reiste. Hier wurde ich von dem Prinzen Georg von Sachsen-Altenburg und seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, sehr wohlwollend aufgenommen. Sie bewohnten das Schloß, wo sonst die Aeltern des Prinzen residirt hatten, und es machte mir einen wehmüthigen Eindruck, jetzt hier Alles verödet zu finden. Doch hatte ich auch hier Gelegenheit, etwas Gutes zu stiften.

Der Prinz trat nach der Tafel mit mir in eine Fensternische und sagte zu mir: Ich wünsche Ihren Rath in einer Sache, die mir sehr am Herzen liegt; ich möchte nämlich gerne etwas Nützliches für meine Vaterstadt Hildburghausen thun, Sie kennen Stadt und Land, was kann ich thun?

Ich antwortete: Hildburghausen müsse, da es dadurch, daß es aufgehört habe, Residenz des Regenten zu sein, durch Industrie geholfen werden; die möge der Prinz zu fördern suchen und zu dem Ende einen geeigneten jungen Mann nach Potsdam senden, der sich unter meiner Leitung zum Lehrer an einer Realschule ausbilde Der Prinz gab diesem Vorschlage seinen Beifall, sandte mir auch von Meiningen einen jungen Mann zu, der eben seine academischen Studien vollendet hatte, den ich prüfte und dazu geeignet fand, und als ich aus Italien zurückkam, nahm ich ihn mit nach Potsdam, wo er zwei Jahre blieb; er ist jetzt Oberlehrer an einer Realschule in Meiningen.

In Hildburghausen fand sich auch mein Reisegefährte Freiberg, jetzt Lehrer an der königlichen Gewerbeschule zu Berlin, ein; mit ihm und mit meinem seitdem verstorbenen Bruder, Präsidenten des Tribunals und des Consistoriums, setzte ich meine Reise nach Italien weiter fort, die mich zunächst nach Brückenau führte. Hier hatte ich die Ehre, Sr. Majestät dem König und Ihrer Majestät der Königin von Baiern vorgestellt zu werden. Der König interessirte sich lebhaft für den Seidenbau und forderte mich auf, eine Maulbeerbaum-Plantage, die er an diesem Orte hatte anlegen lassen, zu besehen.

Von da reisten wir über Frankfurt a. M., wo ich bei der Familie Bethmann-Hollweg, deren Söhne ich er-

zogen hatte, eine freundliche Aufnahme fand, nach Carlsruhe zu meinem Freund Ladomus. Hier sagte er mir, ich möchte doch über den Schwarzwald reisen, wo auf Veranlassung des Großherzogs von Baden in einer Gegend die Verfertigung von Strohhüten nach Florentiner Art vollständig und mit gutem Erfolge im Gange sei. Ich reiste daher von Baden aus, wo mein Bruder die Rückreise antrat, über Freiburg durch die sogenannte Hölle nach dem bezeichneten Orte und fand wirklich über 100 Menschen, großentheils Kinder, mit dieser Arbeit beschäftigt, auch einige Strohhüte, die den schönsten Florentiner Hüten gleich waren. Ich suchte mich vollständig zu unterrichten, sorgte dafür, daß im nächsten Jahr das zu diesen Hüten taugliche Stroh auf meiner Besitzung in Glienicke erzeugt wurde, und ließ zur Probe einige Hüte anfertigen, die gut ausfielen; auch machte ich das ganze Verfahren in den Verhandlungen des Gewerbe-Vereins für Preußen bekannt. Doch konnte ich wegen anderweiter Geschäfte diese Versuche nicht weiter fortsetzen. Vom Schwarzwald ging die Reise über Constanz nach Bern.

In Genf erneuerte ich die Bekanntschaft des Professors der Botanik, Seringe, dem ich später, als er die Direction des botanischen Gartens in Lyon übernommen hatte, den Besitz der vorzüglichen Art von Seidenwurm-Eiern, welche eine glänzend weiße Seide geben, verdankte.

Von Genf reiste ich über Vevay durch das Wallis über den großen Bernhard; im Hospiz kam ich an bei eintretender Nacht, die Fenster waren gefroren (den 28. August). Mit mir zugleich trafen drei Engländer ein, die sogleich am Kamin Posto faßten. Am andern Morgen setzte ich gleich nach dem Frühstück meine Reise nach Turin fort;

ich vermuthete, mit den Engländern zusammenzutreffen; allein sie waren schon vor mir auf demselben Wege, den sie gekommen, nach Martigny zurückgekehrt, ohne etwas gesehen zu haben; also war der Zweck der Reise nur der, sagen zu können, daß sie im Hospiz des St Bernhard gewesen.

Ich hatte für Turin Empfehlungen und fand eine sehr freundliche Aufnahme. Allein was den Zweck meiner Reise betraf, ein besseres Verfahren des Haspelns kennen zu lernen, so war er hier nicht zu erreichen; das Verfahren war dasselbe, wie in der Gegend von Potsdam. Ich setzte daher meine Reise fort nach Mailand. Hier fand ich bei Herrn Mylius, Vorsteher einer großen Seidenhandlung und einer bedeutenden Filanda, an den ich von einem Kaufmann aus Elberfeld empfohlen war, eine sehr freundliche Aufnahme. Nachdem ich ihm den Zweck meiner Reise eröffnet hatte, hatte er zwar einige Bedenken hinsichtlich der Möglichkeit des Gedeihens des Seidenbaues in unserm nördlichen Klima, indessen erbot er sich sogleich, mich und meinen Reisegefährten durch seinen Sohn (der seine wissenschaftliche Ausbildung durch den Rector Wilberg in Elberfeld erhalten hatte) nach seiner Filanda zu Bufalora begleiten und mir dort Alles zeigen zu lassen. So geschah es, und ich fand hier Alles, was ich wünschte. Zwar hatte das Haspeln der Seide eigentlich schon aufgehört (am 6. September), allein man hatte Cocons angekauft und Spinnerinnen kommen lassen. Ein großes Wasserrad setzte hier 120 Haspeln in Bewegung, der Faden der Cocons wurde im heißen Wasser durch Stauchen gefunden, dann wurden die Cocons in die Haspelbecken gegeben, wo das Wasser nur 32 Grad hatte, wo die Spinnerinnen also nicht von der Hitze litten, ihre

Finger nicht verbrüheten. — Hier fand ich also nun, was ich suchte; Herr Freiberg zeichnete die Maschine ab und Herr Mylius gab ihm seine eigenen Risse, wonach sie erbaut worden war. Einen sehr frohen Tag verlebte ich in der trefflichen Familie Mylius auf ihrem Landgute.

Ich besuchte auch das von Borromäus gegründete Hospital, eine kleine Stadt, von 6000 Menschen bewohnt. Man hat hier ein eigenes Mittel in Anwendung gebracht, um den Fonds der Anstalt zu vermehren. Es wird nämlich jährlich das Fest des heiligen Borromäus mit Prozessionen gefeiert. Wer nun dem Hospital 100,000 Lire (ungefähr 20,000 Thlr.) geschenkt oder legirt hat, dessen Bild in Lebensgröße wird bei der Prozession mit umhergetragen; betrug die Schenkung nur 50,000 Lire, so erschien nur ein Brustbild des Wohlthäters. Es haben sich von jeher Personen gefunden, die mit der größten Sparsamkeit lebten, um nach ihrem Tode bei dieser Prozession zu figuriren.

Auch das Waisenhaus der Martinelli in dem Gebäude eines vormaligen, dem heiligen Martin gewidmeten Klosters, das Joseph II. aufhob, besuchte ich, dessen Einrichtung ganz eigenthümlich ist. Jeder der Waisen wird nämlich gleich nach seiner Aufnahme irgend einem Kaufmann, Krämer oder Handwerker, der einen solchen zu haben wünscht, übergeben; in dessen Hause bleibt er den ganzen Tag über, von 6 Uhr früh bis Abends, um alle häuslichen und sonstigen Arbeiten zu verrichten, die ihm aufgetragen werden und zugleich das Gewerbe seines Prinzipals zu erlernen. — Nur Mittags von 12 bis 2 Uhr ist er im Stift, um gespeist und eine Stunde unterrichtet zu werden; eine zweite Unterrichtsstunde ist Abends nach der Rückkehr.

Der Prinzipal des Knaben bezahlt nun für denselben an die Kasse des Stifts jährlich eine gewisse Summe, die mit dem zunehmenden Alter desselben steigt. Uebrigens ist der Knabe nicht an das Gewerbe des Mannes gebunden, dem er übergeben wurde; er kann dasselbe aufgeben und zu einem andern nach eigener Wahl übergehen. Diese Martinelli sollen sich durch Gewandtheit und Anstelligkeit auszeichnen.

Herr Mylius gab mir ein paar Zeilen mit für einen Herrn Paulson, vormals Major in Kaiserlich österreichischen Diensten, der am Comer See wohnte und sich lebhaft für den Seidenbau interessirte. Unsere Reise ging über das herrlich gelegene Como zu diesem Manne. Er nahm uns sehr freundlich auf und theilte mir manches Wichtige mit in Beziehung auf den Zweck meiner Reise; unter anderm erzählte er Folgendes: Wenn in jener Gegend, gegen die Zeit, wo die Seidenwürmer der meisten Blätter bedürfen, zuweilen Mangel daran eintritt, so steigt ihr Preis unverhältnißmäßig; die Seidenbauer berauben auch wohl in der Nacht bei Mondschein Maulbeerbäume, die ihnen nicht gehören. — Kürzlich hat sich das ein Mann, der den Seidenbau nur im Kleinen treibt, gegen seinen Nachbar, der auch Seidenwürmer aufzieht, erlaubt. Da warnte ihn der Beraubte; allein um seine Seidenwürmer zu retten, vergriff er sich nochmals an dem Laube des Nachbars; doch dieser stand auf der Wache, und der Dieb wurde durch einen Dolchstoß, der seinem Leben ein Ende machte, gezüchtigt; für den Beraubten hatte das weiter keine Folgen.

Wir setzten nun unsere Reise fort über den Comer See nach Chiavenna, Chur, Bregenz, Lindau, Würzburg nach Meiningen, wo ich meine Frau und Tochter abholte,

die so lange bei meinem Bruder geblieben waren. Auf der Rückreise nach Potsdam sah ich meine beiden Söhne in Pforta. Ich ahnete nicht, daß ich meinen Bruder, meinen treuesten Freund, und meinen jüngeren Sohn Julius nicht wiedersehen sollte — beide starben kurze Zeit nachher.

Kurz vor meiner Abreise nach Italien hatte ich mich bereden lassen, ein in dem Dorfe Klein-Glienicke bei Potsdam belegenes vormaliges Königliches Jagdschloß anzukaufen, welches Friedrich II. einem Juden geschenkt hatte, unter der Bedingung, darin eine Tapetenfabrik einzurichten und die daselbst befindlichen Maulbeerbäume wohl zu conserviren. Diese Besitzung eignete sich ganz vorzüglich für den Seidenbau, sie liegt an einem Arme der Havel, daher ist das weiche Wasser zur Zubereitung der Cocons in der Nähe; die Seitengebäude boten einen hinlänglichen Raum dar. Da ich, wenn meine Reise Nutzen bringen sollte, das Gesehene und Erfahrene in einem größeren, eigenthümlichen Locale in Ausführung bringen mußte, so ließ ich einige Räume in den Seitengebäuden des Grundstückes in Klein-Glienicke dazu einrichten, ließ den Seidenbau und das Haspeln der Seide da betreiben, ließ einen jungen Mann, Namens Pozzi, aus Mailand kommen, wozu mir der Minister der Finanzen die nöthige Unterstützung bewilligte und auch die Mylius'sche Haspelmaschine von Quewa in Berlin für mich erbauen ließ. Hier wurden 10 junge Mädchen aus Glienicke von 12—15 Jahren im Haspeln unterrichtet, und es gelang mir, etwa 60 Pfund einer vorzüglichen Seide zu liefern.*) Die Seidenwürmer waren mit den Blättern der

*) Die Altardecke in der später erbauten Kirche zu Nikolskoe ist von der in Glienicke gewonnenen Seide gefertigt.

Maulbeerbäume, die Friedrich II. bei Sanssouci hatte pflanzen lassen, gefüttert worden. — Im Jahre 1829 hielt ich in Glienicke Vorlesungen über den Seidenbau, denen 3 Schullehrer aus dem Potsdamer, 3 aus dem Frankfurter, einer aus dem Erfurter, einer aus dem Breslauer Regierungs-Bezirk und ein Mann aus dem Herzogthum Sachsen-Meiningen beiwohnten.

Ich versorgte Alle, die sich an mich wandten, mit Seidenwurm-Eiern, Maulbeerbaum-Samen der vorzüglichsten Art u. s. w. Wirklich nahm diese Angelegenheit, da auch der Gewerbeverein bedeutende Prämien dafür aussetzte, einen neuen Aufschwung — Zu Ende des Jahres erschien mein vollständiges Werk über den Seidenbau.

Im Frühjahr 1833 besuchte mich der Seminar-Director Krämer aus Gardelegen, um den Seidenbau kennen zu lernen; die Großherzogin von Weimar sandte mir die Tochter des Hofgärtners Fischer, um den Seidenbau und das Haspeln der Seide zu erlernen; die Regierung in Bromberg den Schullehrer Stieff. Ein Jahr später sandte der Bau-Inspector Henning zu Coswig die Tochter des dortigen Rectors hierher, um den Seidenbau und das Haspeln zu erlernen. Der Seidenbau verbreitete sich immer weiter. Es kamen Männer, die sich dessen annahmen, aus allen preußischen Provinzen, aus dem Königreich Sachsen, aus Mecklenburg, aus Hannover und selbst aus Dänemark.

Von Klein-Glienicke gingen aus: der Unterricht im Seidenbau und im Haspeln der Seide, die besseren Maschinen, die vorzüglichste Art der Seidenwürmer, die eine glänzend weiße Seide liefern, und der Maulbeerbäume. Allmälig verschwanden die Vorurtheile, die man bisher da-

gegen gehegt hatte. Indessen hatte man früher fast alle zu Zeiten Friedrichs II. gepflanzten und gepflegten Maulbeerbäume umgehauen — es fehlte daher überall an deren Laube.

Allmälig wurden jedoch hier und da neue Pflanzungen angelegt, und nach einer Reihe von Jahren dürfte diesem Mangel abgeholfen werden.

8) **Die Waisen-Versorgungs-Anstalt zu Klein-Glienicke.**

Im Jahre 1827 war ich, wie bereits erwähnt, veranlaßt worden, ein vormaliges Jagdschloß in Klein-Glienicke zu kaufen. Dasselbe gewährte durch zwei massive Seiten-Gebäude von 180 Fuß Länge und 30 Fuß Breite hinlänglichen Raum für eine Waisen-Versorgungs-Anstalt. Ich hatte daher schon im Frühjahr 1828 den Plan entworfen, hier ein zweites Waisenhaus, hauptsächlich für die Söhne von Stadt- und Landschullehrern und für die Söhne der Väter, die den Befreiungskrieg mitgemacht hatten, zu errichten, da ich viele Anträge um Aufnahme solcher Kinder in das Civil-Waisenhaus hatte zurückweisen müssen, und letztere auch im Militair-Waisenhause keine Aufnahme fanden. Ich hoffte auch, dazu die nöthige Unterstützung zu finden. Ein gutes Zeichen war es mir, daß am Weihnachtsabend 1828 Alexander von Humboldt Mitglied der neuen Stiftung wurde, indem er mir den ersten Capital-Beitrag von 30 Thalern dazu gab. — Ich nahm am 1. Mai 1829 einen verwaiseten Schullehrersohn, Namens Wolff, aus Göhlsdorf bei Brandenburg auf und beschäftigte ihn einstweilen beim Seidenbau, um ihn dann im Winter in der höheren Bürgerschule ausbilden zu lassen. Ich betrieb die Einrichtung des zweiten Waisenhauses in Klein-Glienicke eifrig. — Mein vieljähriger Freund, der Ober-Präsident von Bassewitz,

nahm sich der Sache lebhaft an, doch erfolgte die höhere Genehmigung der Statuten noch nicht. — Dagegen sicherten mir der General-Postmeister von Nagler und der Finanz-Minister Maaßen Erziehungsgelder für mehrere Zöglinge zu, letzterer für Förstersöhne, weil gerade damals in einem Jahre 22 Förster von Wild- und Holzdieben waren ermordet worden. Im April nahm ich einen verwaiseten Knaben, Wilhelm Giesecke, den Sohn eines kleinen Landwirths aus Stechow bei Rathenow, und einen verwaiseten Schullehrersohn, Julius Thalheim, aus Drewitz auf. Im August 1831 stellte ich den Schulamts-Candidaten Roth aus Meiningen als Lehrer und Erzieher an, und am 24. August nahm ich den ersten Zögling auf, den mir eine Staats-Behörde anvertraute (den Sohn des Unterförsters Seidemann zu Dobrilugk, der später zu Michaelis 1838 von der Anstalt aus in das Schullehrer-Seminar zu Potsdam eintrat). Unter dem 29. November 1832 eröffnete mir der Ober-Präsident von Bassewitz schriftlich, daß ein achtbarer Privatmann*) meiner Stiftung in Klein-Glienicke die Summe von 3000 Thlrn bestimmt habe; daß der Finanz-Minister Maaßen die Rente von 150 Thlrn. capitalisiren werde.

Dadurch und durch das Wohlwollen des General-Postmeisters von Nagler, der die Erziehungsgelder von 300 Thlrn. gleichfalls nach dem Vortrage des damaligen Post-Directors Schmückert capitalisirte, wurde es nun möglich, die Stiftung fest zu begründen und zu dem Endzweck auf den Ankauf des Grundstückes zu Klein-Glienicke für die Stiftung anzutragen. — Es fand am 27. December 1832 eine

*) Dies war der Kaufmann Eisenhardt in Potsdam, wie sich solches aus seinen hinterlassenen Papieren nach seinem Tode ergab.

Hauptversammlung statt, bei der außer mir folgende Mitglieder des Stiftungs-Vereins gegenwärtig waren:

Herr General von Brauchitsch,
" Bischof Dr. Eylert,
" Freudemann, Tischlermeister,
" Frosch, Prediger,
" Keil, Schulvorsteher,
" Kistenmacher, Lehrer an der höhern Bürgerschule,
" Radewald, Bürgermeister zu Potsdam,
" Schulz, Tischlermeister,
" Sello, Hofgärtner,
" Steinhausen, Justizrath,
" Stöpel, Stadtsyndicus,
" Voß, Hofgärtner,
" Wöppler, Rechnungsrath bei dem Königl. General-Postamte zu Berlin.

In dieser Versammlung wurde der Ankauf des vormaligen Jagdschlosses für die Stiftung beschlossen. Später, am 10. Juli 1833, wurde der Kauf-Contract abgeschlossen. Der gerichtlich taxirte Werth des Grundstücks mit allem Zubehör betrug 20,314 Thlr., der Kaufpreis 20,000 Thlr.

Am 25. Februar 1833 wurden die Statuten vom Könige bestätigt. — Das Waisenamt der neuen Stiftung constituirte sich nunmehr. Den 21. Juni wurden, auf Abschlag des Kaufgeldes von 20,000 Thlrn., 17,000 Thlr. abgezahlt, wozu aber 4000 Thlr. angeliehen werden mußten.

Se. Königl. Hoheit der Kronprinz führte der Anstalt einen jährlichen Beitrag von 150 Thlrn. zu, Se. Königl. Hoheit der Prinz Carl gleichfalls jährlich 60 Thlr. und außerdem waren 350 Thlr. an jährlichen Beiträgen zugesichert,

so daß die Anstalt zur Zeit der Genehmigung der Statuten ein Capital von 13,000 Thlrn. und außerdem eine jährliche Einnahme von 560 Thlrn. hatte.

Den 11. November 1833 übergab mir ein achtbarer Bürger aus Berlin, der schon dort unendlich viel Gutes gestiftet, für das Waisenhaus zu Klein-Glienicke 1500 Thlr. in Staatsschuldscheinen. — Am 9. April 1834 war die erste Hauptversammlung der Mitglieder der Stiftung, nach erfolgter Genehmigung der Statuten. Ein edler Freund gab mir vor Eröffnung der Versammlung wichtige Zusicherungen für die Stiftung und für meine Verhältnisse zu derselben.

Einer meiner glücklichsten Tage war aber der 1. October 1837. — Der König hatte nämlich auf einer Höhe, der Pfaueninsel gegenüber, bei Nikolskoe, eine Kirche erbauen lassen für die Bewohner dieser Insel und des Dorfes Klein-Glienicke und eine eigene Predigerstelle dafür gegründet; die Kirche erhielt den Namen St. Peter-Paulskirche. Da meine Glienicker Zöglinge diese Kirche besuchten, so hatte ich sie die liturgischen Chöre einüben lassen und sie sangen sie ziemlich gut. Da traf es sich, daß am 1. October 1837 der König und die Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses dem Gottesdienste in dieser Kirche beiwohnten, als gerade meine Glienicker Zöglinge, damals 14 an der Zahl, die liturgischen Chöre sangen. Dem Könige gefiel der Gesang der Knaben; er saß ihnen gerade gegenüber und sah sie sehr freundlich an. Einer von ihnen, Seidemann, sagte mir nachher: „Diesen freundlichen Blick des Königs werde ich in meinem Leben nicht vergessen; er ist mir lieber, als das schönste Geschenk.“ — Mein Stand war neben dem des Königs. Im Hinausgehen aus seinem

Stande blieb der König bei mir stehen und sprach: Sehr zufrieden, sehr gut! — Es war das in den 22 Jahren, daß ich in seinen Diensten stand, das erste Mal, daß ich seine Stimme vernahm, und ich war ganz glücklich, nun seiner Zufriedenheit mit den Leistungen meiner Waisen und mit mir versichert zu sein.

Am andern Morgen kam ein Feldjäger und sagte, er habe den Auftrag, mir Sr. Majestät Allerhöchste Zufriedenheit mit dem Gesange der Glienicker Zöglinge zu bezeugen, und übergab mir im Namen des Königs die Summe von 100 Thlrn., wofür die Zöglinge einen recht frohen Tag haben sollten. Ich übersandte hierauf dem Könige die kleine Abhandlung, die Glienicker Stiftung betreffend, und empfahl sie Seinem hohen Wohlwollen. — Bald darauf kam der Geheime Cabinetsrath Müller, um sich im Auftrage Sr. Majestät nach den Verhältnissen der Stiftung, die ihm unbekannt waren, zu erkundigen. Sodann stiftete der König eine Stipendiaten-Stelle für einen verwaiseten Knaben, die er am 1. Januar 1838 dem verwaiseten Sohne eines Unterförsters verlieh, der die Feldzüge von 1813—15 mitgemacht hatte. Später stiftete der König noch 3 Stellen für Schullehrersöhne, vermittelst einer Rente von jährlich 300 Thlrn. Im Laufe des Jahres war die Frau Prinzessin von Preußen oft bei dem Unterricht zugegen, den ich den Waisen gab. Ihre Majestät, unsere erhabene, mildthätige Königin, damals noch Kronprinzessin, besuchte die Anstalt auch.

Nach und nach wurden immer mehrere Stipendien gestiftet, und zwar bis zum 1. Januar 1845 deren 20. Die Anstalt besaß zu Anfang des Jahres 1845 ein Grundstück, das 1833 für 20,000 Thlr. angekauft worden war, aber

durch die Anpflanzung von Obstbäumen und Weinreben, sowie durch die Gartenkultur, seitdem einen viel höheren Werth erlangt hat, sodann an Capitalien die Summe von 42,600 Thlrn. Die aus der Anstalt bisher bereits entlassenen 37 Zöglinge haben sich dem Lehrerstande, der Landwirthschaft, dem Forstdienste, dem Gartenbau, der Handlung und dem Handwerksstande gewidmet; 11 sind in das Civil-Waisenhaus übergegangen. Die Kosten des Aufenthalts im Seminar und das Lehrgeld sind für Einige aus den Mitteln der Stiftung bezahlt worden.

Ich muß hier noch der Stiftung der Wittwe Craatz besonders erwähnen. — Im Jahre 1835 war ihr Ehemann mit Erbauung eines Zaunes beschäftigt, der den Hof der Anstalt begrenzt. Die Zöglinge der Anstalt sahen der Arbeit zu und waren froh und munter. Als er nach Hause kam, sagte er seiner Ehefrau: Die Waisenknaben haben mir gefallen; wir haben keine Kinder, wir könnten wohl einmal für diese Kinder etwas thun! — Den Tag darauf starb er, in Folge eines Schlagflusses. Seine Ehefrau war alleinige Erbin seines Nachlasses. Sie erkrankte später, und als sie ihr Ende herannahen fühlte, machte sie ihr Testament, vermöge dessen sie die Waisen-Versorgungs-Anstalt zu Klein-Glienicke zur Universal-Erbin ihres Nachlasses, der ungefähr 18,000 Thlr. Werth hatte, einsetzte, wogegen die Anstalt verwaisete Söhne von Zimmergesellen erziehen sollte, jedoch mit dem Beding, ihrer Schwester und einem treuen Diener ihres verstorbenen Ehemannes, sowie dessen Frau und Sohn lebenslängliche Renten zu bezahlen. — Es konnte daher für jetzt nur ein Sohn eines Zimmergesellen aufgenommen werden. Nach dem Aufhören der Renten werden

deren mehrere aufgenommen werden. — Im Jahre 1829 hatte ich eine Forstblöße von 130 Morgen Sandboden, in der Nähe von Klein-Glienicke, auf dem Babelsberge am Griebnitz-See belegen, vom Fiscus gekauft und die benachbarten Gemeinden Neuendorf und Stolpe hinsichtlich ihres Hütungsrechtes abgefunden. Ich beabsichtigte hier eine bedeutende Anzahl von Maulbeerbäumen zur Ernährung meiner Seidenwürmer zu pflanzen und diese Besitzung zugleich für die Zöglinge der Waisen-Versorgungs-Anstalt, mit deren Gründung ich damals beschäftigt war, zur Uebung im Acker- und Gartenbau, vorzüglich in der Obstbaumzucht zu benutzen.

Der See steht durch einen Kanal mit der Havel in Verbindung, so daß der nöthige Dünger zu Schiffe aus Potsdam bezogen, alles künftig zu erzeugende Obst zu Wasser nach Potsdam oder Berlin abgesetzt werden kann. Da ich vom Jahre 1833 an in Klein-Glienicke wohnte, so konnte ich nun täglich selbst nach Allem sehen. Ich ließ da ein Haus für den Gärtner und ein zweites für eine Tagelöhner-Familie erbauen. Im Jahre 1835 kaufte ich noch 100 Morgen, die an meine Besitzung angrenzten.

Im Jahre 1836 ließ ich einen Weinberg anlegen. Im Jahre 1837 erbaute ich noch zwei Häuser, wovon das eine vorläufig für den Seidenbau bestimmt wurde. In demselben Jahre ließ ich den Abhang nach dem See zu in einer Länge von 45 Ruthen terrassiren, die 5 Terrassen mit Obstbäumen bepflanzen, das Land zwischen dem Abhang und dem See erhöhen und planiren und eine Baumschule anlegen. (Diese Terrasse wurde im Jahre 1845 um 26 Ruthen verlängert.) Im Jahre 1837 ließ ich einen Brunnen, 2 Scheunen, einen Stall für 24 Kühe und 4 Pferde und einen

Eiskeller erbauen. Auch ließ ich einen großen Kirschgarten von 5½ Morgen anlegen, der später, 1843, mit einem Rohrzaune umgeben wurde, um die Hasen abzuhalten.

Unterdessen hatte sich die Anzahl der Zöglinge des Glienicker Waisenhauses allmälig auf 29 gehoben, die hier nun reichliche Beschäftigung fanden; auch wurden jedem 10—12 Quadrat-Ruthen Land zum Anbau von Kartoffeln angewiesen, die sie selbst pflanzten, behäufelten und einärnteten, und wovon der Ertrag ihnen verblieb.

Bei dieser Unternehmung hatte ich die Neben-Absicht, ein Beispiel aufzustellen: daß eine bisher (seit 30 Jahren) unbenutzte Ackerfläche schlechten Sandbodens, bei zweckmäßiger Bewirthschaftung, einen, den darauf verwendeten Kosten entsprechenden Ertrag gewähren und mehrere Familien ernähren könne. — Es wohnen da jetzt 52 Personen, Erwachsene und Kinder.

Im Jahre 1843 wurde mir von Seiten des Gewerbe-Vereins zu Berlin eine Unterstützung, vermittelst deren ich an das für den Seidenbau bestimmte Haus ein geräumiges Local anbauen lassen konnte.

Da sich die Aernten bedeutend vermehrt hatten, so ließ ich im Herbste 1844 eine zweite Scheune mit Kornboden erbauen; auch am Ufer des See's ein Haus zu einer Fixbleiche. Gegen die Versandung von den angrenzenden Sandsteppen in Süden und Osten ist die Besitzung jetzt durch Anpflanzung von kanadischen Pappeln ziemlich geschützt. Auch einige Wiesen in der Nähe, an der Havel und Nuthe gelegen, gehören jetzt zu dieser Meierei. *)

*) Diese Besitzung wurde zu der Gemeinde Klein-Glienicke geschlagen, erhielt indeß späterhin dessen ungeachtet einen eigenen Namen,

Durch deren Anlage war es möglich geworden, Pestalozzi's Lieblingsplan, die Erziehung armer Waisen auf dem Lande zu besorgen und mit ländlichen Arbeiten zu verbinden, auszuführen.

9) Das Elisabeth-Stift in Potsdam.

Im Sommer des Jahres 1840 besuchte ich einen Freund, den Hofgärtner Sello in Sanssouci. Wir kamen auf den Zustand der Moralität in Potsdam zu sprechen, und er sagte mir, sie sei so tief gesunken, daß selbst junge Mädchen schon vor der Confirmation von der Bahn der Tugend gewichen seien; insbesondere könne dies von solchen gesagt werden, welche ihre Aeltern früh verloren hätten.

Ich hielt es nun für meine Pflicht, den Ursachen dieser traurigen Erscheinung näher nachzuforschen, und da ergab sich, daß bei der Beschränktheit des Raumes und der dadurch veranlaßten Ueberfüllung des Armenhauses mit Vagabunden, liederlichen Personen, verwaiseten und von ihren Aeltern verlassenen Kindern, die letzteren nicht vor schlechten Beispielen bewahrt und nicht mit der gehörigen Sorgfalt erzogen werden konnten. Es ergab sich ferner, daß verarmte, unsittliche Frauen ihre Töchter von Jugend an zum Betteln anhielten, wobei natürlich Scham und Sittlichkeit verloren gingen. Es kam also darauf an, für arme, verwaisete oder der Verwahrlosung preisgegebene Mädchen eine Rettungs-Anstalt zu

---

Türkshof, und gereichte dem Verstorbenen bis an sein Lebensende zu großer Freude. Wenn es ihm Wetter, Gesundheit und Geschäfte irgend erlaubten, besuchte er sie täglich und sah besonders nach seinen Baumschulen und Obstanlagen, so daß seine öfters ausgesprochene Behauptung, sie trage wesentlich zur Erhaltung seiner Gesundheit und seines Lebens bei, nicht ganz ungegründet sein mochte.

gründen — der Gedanke beschäftigte mich sehr; allein ich sah keine Möglichkeit der Ausführung.

Da traf es sich, daß ich zu Anfang des Monats October mit dem Stadtrath Knopf, der das Rechnungswesen des Wohlthätigkeits-Vereins besorgte, auf dem Rathhause Rücksprache zu nehmen hatte. Ich fand ihn mit einer Rechnung beschäftigt und erfuhr, daß von den Kosten der am 15. October, als am Geburtstage des Königs, und zum Huldigungsfeste zu veranstaltenden Illumination die Rede war. Ich fragte, wie hoch sich die Kosten, welche die Stadtbehörden dazu bestimmt hätten, wohl belaufen dürften? — Auf 2000 Thaler, lautete die Antwort.

Da kam mir der Gedanke, daß dies der günstige Moment sei, um für jene, der Verwahrlosung preisgegebenen Mädchen zu sorgen, indem es besser sein würde, diese Summe zur Gründung einer Rettungs-Anstalt für arme, verwaisete und verwahrlosete Mädchen zu verwenden. — Ich brachte diese Idee in Vorschlag, indem ich äußerte, daß diese Art der Feier gewiß dem Könige angenehmer sein würde, als die glänzendste Illumination. Es waren auch der Bürgermeister Stöpel und der Stadtrath Freudemann gegenwärtig. Die Idee fand Beifall und es wurde beschlossen, ihre Verwirklichung zu versuchen; es bildete sich zu dem Ende ein Comitée. Magistrat und Stadtverordnete erklärten sich bereit, jener Summe der 2000 Thaler die gewünschte Bestimmung zu geben. Die schon oben erwähnte Wittwe des Zimmermeisters Craatz gab auf meine Verwendung auch 1000 Thlr., und nun baten wir Ihre Majestät die Königin, das Protectorat der Anstalt zu übernehmen und zu erlauben, daß sie ihren Namen führen dürfte.

Die Königin nahm diese Bitten sehr wohlwollend auf, gewährte sie und sicherte der Stiftung einen jährlichen Beitrag von 100 Thalern zu. Es fehlte auch nicht an Beiträgen von Männern und Frauen der Stadt, und so konnten schon am 13. November, als am Geburtstage der Königin, 8 arme Mädchen aus dem Armenhause in das Elisabeth-Stift, vorläufig im Local der Kinder-Bewahr-Anstalt, aufgenommen und 2 Mädchen außerhalb erzogen werden. Im Monat November 1842 schenkte Se. Majestät der König der Anstalt ein schönes Haus von 2 Etagen und 14 Fenstern Fronte, so daß allmälig noch 16 Mädchen aufgenommen und zugleich in demselben Local eine zweite Kinder-Bewahr-Anstalt eröffnet und die nöthige Einrichtung für die Suppen-Anstalt getroffen werden konnte. Der Bischof Dr. Eylert hielt die Einweihungs-Rede.

Elfter Abschnitt.

Schließlich wird eine kurze Uebersicht der von mir herausgegebenen Schriften an ihrer Stelle sein.

1) Die erste erschien unter dem Titel: „Ueber zweckmäßige Einrichtung der öffentlichen Schul- und Unterrichts-Anstalten, als eines der wirksamsten Beförderungsmittel einer wesentlichen Verbesserung der niederen Volksklassen, mit vorzüglicher Rücksicht auf Mecklenburg.“ Neu-Strelitz, 1804.

Hierauf folgte:

2) „Briefe aus München-Buchsee über Pestalozzi und seine Elementarbildungs-Methode.“ Ein Handbuch für alle die, welche dieselbe anwenden und Pestalozzi's Elemen-

tarbücher gebrauchen lernen wollen, vorzüglich für Mütter und Lehrer bestimmt von K. W. C. von Türk, herzoglich oldenburgischem Justizrath ꝛc. Leipzig bei Gräff, 1806.

Dieses Werk hat wesentlich zur Verbreitung der Methode Pestalozzi's beigetragen.

3) „Beiträge zur Kenntniß von deutschen Elementar-Schulanstalten, namentlich denen zu Dessau, Leipzig, Heidelberg, Frankfurt a. M. und Berlin." Leipzig bei Gräff, 1806.

4) Nachrichten von dem in Oldenburg angestellten Versuche in Pestalozzi'scher Lehrart. Oldenb. bei Schulze, 1807.

5) „Die sinnlichen Wahrnehmungen." Aarau bei Sauerländer, 1811. Die Idee, welche diesem Werke zum Grunde lag, war die, daß das Kind nicht, wie es Pestalozzi's Buch der Mütter will, seinen eigenen Körper zum Gegenstande der Betrachtung wählt, sondern die dasselbe zunächst umgebenden Gegenstände im Hause und in der Natur. Von dieser Idee ausgehend, ertheilte ich einer Klasse von ungefähr 20 der jüngsten Zöglinge in Pestalozzi's Anstalt täglich in einer Stunde Unterricht und lehrte sie auf diese Weise sich über ihre Umgebungen bestimmt und richtig ausdrücken. — Es ist von diesem Werke eine zweite Auflage in Berlin bei Maurer erschienen.

6) „Die Erscheinungen in der Natur." Essen bei Bädecker. Die Veranlassung zur Herausgabe dieses Werkes war folgende: In Pestalozzi's Anstalt hatte ich durch die unter Nr. 3 bemerkte Art und Weise des Unterrichts die Zöglinge auf die sie umgebenden Gegenstände in der Natur und ihre Eigenschaften aufmerksam gemacht. Ich ließ hierauf eine Erklärung und Veranschaulichung dieser Eigenschaften folgen. — Da aber dem Lehrer auf dem Lande in

der Regel keine physikalischen Apparate zu Gebote stehen, so werden in dieser Schrift die nöthigen Experimente auf das beschränkt, was jedes Haus darbietet. Es ist eigentlich eine faßliche Einleitung zur Naturlehre. — Von dieser Schrift erschien in London eine englische Uebersetzung.

7) „Leitfaden zur zweckmäßigen Behandlung des Unterrichts im Rechnen für Stadt- und Landschulen." 1ster Theil. Berlin bei Späthen, 1817. Dies Werk war das Resultat des Unterrichts, den ich im Jahre 1816 den Schullehrern in Frankfurt a. O. ertheilt hatte. — Im Jahre 1830 erschien davon die fünfte Auflage. — Der Ertrag des Werkes war großentheils der Errichtung der Schullehrer-Wittwenkasse gewidmet worden.

8) Leitfaden rc. 2ter Theil, auch unter dem Titel: „Die anschauliche Auflösung der Gleichungen des 1sten, 2ten und 3ten Grades, nebst einer Anleitung und Tabellen zur Berechnung der Benutzung des Geldes durch Sparkassen, Wittwenkassen, Lebens-Versicherungen, Leibrenten rc. Berlin bei Späthen, 1819. — Von diesem Werke erschien 1830 eine zweite Auflage.

Dieses Werk eignet sich mehr für den Unterricht in den höheren Klassen der Realschulen und Gymnasien. Ich muß über die Behandlung des Gegenstandes Folgendes bemerken: Ich hatte früher wohl gelernt, Quadrat- und Cubik-Wurzeln auszuziehen; aber stets, wenn ich es lange nicht versucht, das mechanische Verfahren wieder vergessen, so daß ich immer wieder erst in einem Buche nachsehen mußte. Es war dies die natürliche Folge davon, daß ich den Grund des Verfahrens nicht kannte. Unstreitig ist es Vielen nicht besser ergangen. Auf dem hier vorgezeichneten Wege aber wird

das Quadrat und der Cubus erst construirt. Man lernt, wie beide sich bilden, und dadurch gelangt man zu der Einsicht, wie man aus der Summe oder dem Inhalt des Quadrats die Seite oder die Wurzel finden kann. Auf diesem Wege bin ich dahin gelangt, aus gegebenen Zahlen die Quadrat- Cubik- Wurzeln im Kopfe ausziehen und eben so quadratische Gleichungen im Kopfe auflösen zu können. — Jeder, der diesen Weg einschlägt, wird es eben dahin bringen.

9) „Leitfaden zum Unterricht in der Formen- und Größenlehre.“ Berlin, bei Späthen. Von diesem Werke erschien 1843 eine 5te Auflage. Auch erschien davon in Boston, im Staate Massachusets, eine Uebersetzung in die englische Sprache für die dortigen Seminarien und Schulen.

10) „Das Leben des Predigers Oberlin in Steinthal.“ Berlin, bei Nauck.

11) Eine kleine Abhandlung über den Seidenbau. 1825.

12) Der neue Kinderfreund von Fr. E. von Rochow, ein Lesebuch für Stadt- und Landschulen, neu von mir bearbeitet und bedeutend vermehrt. (Hiervon erschien 1838 die sechste Auflage.)

13) „Vollständige Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung des Seidenbaues und des Haspelns der Seide, sowie zur Erziehung und Behandlung der Maulbeerbäume nach den neuesten Erfahrungen und Beobachtungen.“ 1829. Von diesem Werke erschienen Uebersetzungen in der dänischen und polnischen Sprache. (Hiervon erschien 1843 die 3te Auflage. Leipzig bei Reichenbach.)

14) Die neuesten Erfahrungen hinsichtlich des deutschen Seidenbaues und der Erziehung und Behandlung der Maul-

beerbäume, nebst einem Plane zur Errichtung von Seidenbau-Vereinen. Leipzig bei Reichenbach, 1837.

15) „Ansichten und Erfahrungen über Erziehung und Unterricht.“ Berlin bei Natorp, 1838, später bei Schröder.

16) „Ueber die Vorsorge für Waisen, Arme und Nothleidende.“ Berlin bei Veit, 1839.

Hiermit schließen die von dem Verfasser niedergeschriebenen Nachrichten aus seinem Leben. Er selbst hatte, nachdem er schon seit längerer Zeit aus dem Staatsdienste sich zurückgezogen, seinen Aufenthalt in Glienicke genommen und die letzten Jahre seines Lebens hauptsächlich der Sorge für die von ihm geschaffenen Anstalten geweiht. In Glienicke entschlummerte er auch nach längeren Leiden sanft am 30sten Juli 1846 und wurde auf dem dortigen Kirchhofe beerdigt. Ein einfaches Denkmal unter einer alten Eiche und von einem Gitter umgeben, deckt seine sterbliche Hülle, und dort versammelt sich alljährlich an seinem Todestage selbst, oder doch an einem andern, demselben nahe liegenden Tage, die Schaar der Zöglinge seiner Anstalten zu einer ernsten Gedächtnißfeier. Neben ihm ruht seine treue Lebensgefährtin, welche ihm am 15. Juni 1850 in die Ewigkeit nachfolgte.

Im Verlage von Aug. Stein (Riegel'sche Buchhandlung) in Potsdam sind ferner erschienen:

Arnold, Thom., aus seinen Briefen und aus Nachrichten seiner Freunde geschildert. Frei nach dem Engl. des A. P. Stanley von K. Heintz, pr. Gesandtschaftspred. in Rom. 25½ Bog. gr. 8. br. Pr. 1⅓ Thlr.

Th. Arnold hat sich auf theologischem wie auf pädagogischem Gebiete gleich sehr ausgezeichnet und die obige Biographie läßt sehr lehrreiche Blicke in die öffentlichen Zustände Englands thun. Prof. August Neander hat sich seiner Zeit mit größter Anerkennung über dies Werk geäußert.

Benecke, A., Oberlehrer an der Realschule zu Potsdam. Französische Grammatik für die unteren Klassen von Gymnasien und Realschulen. 8. 2te verbesserte Auflage. geb. Preis 12 Sgr.

Diese Grammatik enthält vollständig das Pensum der unteren Klassen höherer Lehranstalten, besonders der Gymnasien. Dieselbe ist bereits in mehreren Anstalten im Gebrauche und hat sich hinreichend bewährt. Sie vermittelt die rein grammatikalische Methode mit denen von Seidenstücker und Ahn.

Eltester, Dr. H., Prediger in Potsdam, Vorträge über Wesen und Gestaltung der evangelischen Kirche. Inhalt: Wesen der Kirche. Staat und Kirche. Die Heiligkeit, Allgemeinheit, Einheit der Kirche. Wesen, Ziel und Erfolg der Reformation, Union u. s. w. 24 Bogen. 8. broch. Preis 1⅓ Thlr.

Das Werk zeichnet sich durch Klarheit der Darstellung und Entschiedenheit des Urtheils über die wichtigsten Fragen der evangelischen Kirche in hohem Grade aus.

Hamann, Alb., Oberlehrer an der Realschule zu Potsdam. Grundzüge der Seelen- und Denklehre, zur logischen Vorbildung auf Schulen. 5 Bogen. broch. Preis 6 Sgr.

— — und R. Lindemann, Cantor, vierstimmige Lieder für Gymnasien und Realschulen, vorzüglich zur Benutzung auf dem Turnplatze. 8. br. Preis 6 Sgr.

Hoffmann, Fr., Pastor zu Zagelsdorf. Missionsgeschichten. Mit einem Vorworte von D. W. Hoffmann, General-Superintendenten. 1—4. Band. 62½ Bogen. 8. broch. Preis 2¼ Thlr.

Hübner, J. G., Lehrer am Königl. Schullehrer-Seminar zu Cöpenick. Praktische Pflanzenkunde. Zum Gebrauch beim Selbstunterricht, in Schulen und auf Excursionen, besonders für Elementarlehrer, Seminaristen und Präparanden. 12 Bogen 8. br. Preis 15 Sgr.

Dieses Buch zeichnet sich durch große praktische Brauchbarkeit aus, indem es vorzugsweise nur solche Pflanzen beschreibt, welche entweder schädlich oder nützlich sind, oder sonst für den bürgerlichen Beruf besonderes Interesse haben, und weiset zugleich die Anwendung nach.

Keil, Fr. K., Turnbuch. Ein Lehr- und Handbuch ausgewählter Uebungen. 12. br. Preis 15 Sgr.

Kienholz und Lindemann, Deutscher Liederhain. Auswahl der schönsten deutschen Volksweisen mit Original- und untergelegten Texten für Schule u. Leben. 4te verbesserte Auflage. Preis 2½ Sgr.

Lange, Dr., Superintendent und Oberprediger a. D. Erinnerungen aus meinem Schulleben in Schnepfenthal, Königsberg i. Pr., Züllichau, Hofwyl, Yverdun, Vevay, Burg und in andern Verhältnissen. 8. br. 7¼ Bogen. Preis 8 Sgr.

Lindemann und Stein, Sammlung vierstimmiger Gesänge für Gymnasien, Real- und Bürgerschulen. 1. Heft, enthaltend 50 Lieder und Choräle. 64 Seiten. 8. br. Preis 6 Sgr.

Sammlung interessanter Erzählungen und Novellen der neuesten französischen Literatur. Zum Gebrauche in höheren Töchterschulen, sowie zur Privat-Lecture für junge Damen herausgegeben und mit einem Vocabulaire versehen von C. Goldbeck. 3 Bde. 1r Bd.: **Nouvelles rustiques par Emile Souvestre.** 2r Bd.: **Un diamant à trois facettes.** à 15 Sgr. 3r Band: **Recueil d'Histoires à l'usage des jeunes Demoiselles par Cath. Narbel.** 17½ Sgr.

Schärtlich, J. C., Musik-Director, und R. Lange, Seminarlehrer. Evangelisches Choralbuch mit Vor- und Zwischenspielen zum Gebrauch bei dem öffentlichen Gottesdienste und bei häuslichen Andachten. Nebst einer Anleitung, aus den gegebenen Vor- und Zwischenspielen neue zu gestalten, und einer Anweisung, die am häufigsten vorkommenden Modulationen zu vollziehen. 2te, um 30 Choräle vermehrte u. mit Berücksichtigung der preuß. Regulative vervollständigte Aufl. 19½ Bog. quer 4. br. 1½ Thlr.

Schlesicke, Dr. W., Subrector am Gymnasium zu Mühlhausen. Leitfaden für den ersten arithmetischen Unterricht in mittleren Gymnasialklassen. 8 Bogen. 8. geb. 12½ Sgr.

Spieker, Dr. Th., Oberlehrer an der Realschule zu Potsdam. Leitfaden für den arithmetischen Unterricht in höheren Lehranstalten. Erster und zweiter Cursus für mittlere Klassen. 9¼ Bogen. 8. br. Preis 12½ Sgr.

Stein, C., Gesanglehrer am Gymnasium und der höheren Töchterschule in Wittenberg. Sammlung von Gesang-Uebungen und Liedern für den Unterricht in höheren Schulanstalten mit besonderer Rücksicht auf höhere Töchterschulen. I. Heft, einstimmige Lieder und Gesangübungen enthaltend. Preis 6 Sgr.

Viedebannt, Herm., Pastor in Berlin, Christliche Morgenweihe, oder Betrachtungen für alle Tage im Jahre, nebst einem Anhange von Gebeten. 600 Seiten. br. Preis 1 Thlr. Schreib-Velinpapier in Callico mit Goldschnitt geb. Preis 1⅔ Thlr.

— — Kurzer Ueberblick über die Geschichte des Rationalismus oder des sogenannten Vernunftglaubens. Acht Vorträge, gehalten im evangel. Verein in Berlin. 96 Seiten. 8. br. Preis 10 Sgr. Schreib-Velinpapier 12½ Sgr.

Druck von C. E. Freyhoff in Nauen.